

Inhalt 1
 Vorwort 3
 Grußwort des Bischofs 4

Glaubensfragen

Joachim Drumm 7
 Religion als Unterbrechung
 Gedanken zu einem Gedanken,
 der Wolfgang Wieland wichtig ist

Christiane Bundschuh-Schramm .. 15
 Wenn du nicht da bist,
 denke ich an Dich
 Anmerkungen zu Gottesthemen

Irme Stetter-Karp 21
 Der Mensch ist zwei,
 doch der Himmel...

Verena Wodtke-Werner 27
 Attentione - Attention please -
 Attenda !!!

Michael Krämer 37
 "Im Spiegel ist Sonntag"
 Eine eschatologisch motivierte
 Gedichtinterpretation
 Für Wolfgang Wieland

Paul Schlegl 45
 Gemeinde - geht noch was?
 Ein paar Erfahrungen mit und Über-
 legungen zu neuen Lernorten in
 Verbindung mit dankbaren Blicken
 auf die Ära Dr. Wolfgang Wieland

Bibel

Franz-Josef Ortkemper 49
 Suchen - Glauben - Zweifeln
 Biblische Anmerkungen
 zur heutigen Glaubenskrise

Dagmar Kühn 65
 Über die Grenzen der gewohnten
 Glaubensvorstellungen hinaus
 denken
 Gottes Heilshandeln im
 Tritojesajabuch

Anneliese Hecht 71
 Wie finde ich das Glück in
 meinem Leben?
 Das berühmte Zeitgedicht
 Koh 3, 1-8(-14)

Siegfried Welz-Hildebrand 79
Die heruntergestiegene Gottheit
Glauben begreifen im Bibliodrama

Interreligiosität

Christoph Gellner 83
Christsein inmitten der
Weltreligionen

Adalbert Kuhn 91
"Anderen Begegnen"
Christlich-Islamischer Dialog
in der Erwachsenenbildung der
Diözese Rottenburg-Stuttgart

Grüße

Gerhard Glaser 95
"Zum Nachdenken und Schmunzeln
Freundschaftliche Bei-Träge"

Resi Bokmeier 107
Begegnungen
Was mir wichtig war in der
Begegnung und Arbeit mit Wolfgang

Hubert Pfeil 110
7 Gründe für die Ernennung von
Wolfgang Wieland
Zum "Genius-Magister-Theologicus"

Tilman Kugler 113
Kollegial und kompetent,
selbstkritisch und wunderbar
authentisch

Michael Krämer 115
Kali Galini
Ein Gruß

Biographie

Bibliographie

MitarbeiterInnen

Liebe Mitglieder im DBW,
liebe Leserin, lieber Leser,

die vorliegende Ausgabe der Stuttgarter Hefte ist einem Mann gewidmet, der 35 Jahre lang die theologische Erwachsenenbildung der Diözese geprägt hat, der nach seiner Zeit an der Akademie theologischer Referent beim DBW war und der bis heute sein theologisches Nachdenken Bildungswerken und Gemeinden zur Verfügung stellt: *Wolfgang Wieland*.

Das breite Spektrum von Artikeln in diesem Heft - aus dem DBW, dem Bibelwerk und anderen Bereichen theologischer Nachdenklichkeiten - zeigt, welche Bedeutung Wolfgang Wieland in der Diözese hatte und hat.

Die Artikel spiegeln das Lebenswerk Wolfgang Wielands nur in Ansätzen wieder. Seine Auswahl-Bibliographie zeigt, dass er auf vielen Ebenen gespielt und gearbeitet hat. Alles wird in diesem Heft nicht deutlich.

Wolfgang Wieland war für das DBW immer eine zentrale Person, nicht nur weil sein Thema, die theologische Erwachsenenbildung, zentral für unsere EB ist, sondern auch weil er selbstlos in einer Krisensituation, nach der Krankheit von Wilhelm Möhler, die kommissarische Leitung des DBW übernommen und es in kritischer Zeit geführt hat.

Seine Klarheit und seine zugewandte Art haben uns auch diese Zeit durchstehen lassen. Auch dafür sind wir ihm vom Herzen dankbar.

Mit Wolfgang Wieland verlässt uns ein guter Theologe und ein begnadeter Erwachsenenbildner, der Menschen auf allen Ebenen ihres Daseins zu erreichen weiß.

Wir sagen ein herzliches Dankeschön und wir wünschen ihm, dass er auch nach seiner Verabschiedung hier und da in unseren Veranstaltungen sichtbar bleibt.

Gabriele Pennekamp
Vorsitzende des Bildungswerks der
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Bischof Dr. Gebhard Fürst

Grußwort als Dank der Diözese Rottenburg-Stuttgart an Dr. Wolfgang Wieland

Erwachsenenbildung im Umfeld von Theologie und Religion gehört zu den dringlichsten und wichtigsten Aufgaben, die Katholische Erwachsenenbildung zu leisten hat. Das Verstehen der eigenen religiösen Geschichte, die Auseinandersetzung mit der Frage nach Gott, die Geschichte des Christentums, das Wissen um seine Geschichtlichkeit, das Erlernen einer christlich geprägten Spiritualität und nicht zuletzt das Verständnis für die Bedeutung der Inkarnation unseres Gottes - all das gehört für mich in diesen Bereich der Erwachsenenbildung.

Dr. Wolfgang Wieland hat das auf seine den Menschen zugewandte Art bis heute in faszinierender Weise und mit hohem Engagement umgesetzt. Dafür gehört ihm ein aufs Herzlichste ausgesprochenes Dankeschön von meiner Seite, auch wenn er den größten Dank bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern seiner Veranstaltungen gelernt haben wird.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass mit dem Ausscheiden von Dr. Wolfgang Wieland eine regelrechte ‚Epoche‘ in der theologischen Bildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu Ende geht. Denn er hat 35 Jahre die theologische Erwachsenenbildung intensiv geprägt und vielerlei Spuren hinterlassen: 35 Jahre lang hat er mit seinem

Denken Menschen zu bewegen gewusst, hat sie zum Fragen und zum Nachdenken gebracht.

Zugleich hat sich Wolfgang Wieland immer intensiv für die Geschicke des DBW verantwortlich gezeigt. In kritischer Zeit hat er das DBW kommissarisch geleitet. Und er hat das auf eine selbstverständliche und gleichzeitig kontinuierlich bewahrende Weise getan. Überraschend schnell hat er sich in die Komplexitäten der Leitung einer so komplizierten Organisation eingearbeitet. Und er hat so dazu beigetragen, dass das DBW sein Profil halten und erweitern konnte. Dass er dabei allseits anerkannt war, spricht für seinen Führungsstil.

Dr. Wolfgang Wieland wird nun in den verdienten Ruhestand gehen, der wohl eher ein Unruhestand werden wird. Denn nicht nur als Vater und Großvater wird er herausgefordert sein. Auch die Kreisbildungswerke und viele Kirchengemeinden werden nicht auf seine Anregungen und Gedanken verzichten wollen.

Gleichzeitig wird es einen neuen Anfang geben in der theologischen Erwachsenenbildung der Diözese. Ich wünsche seiner designierten Nachfolgerin, Frau Dr. Straubinger-Keuser, dass Sie auf ihre Weise den Weg zu den Menschen und den entsprechen-

den Organisationen findet. Möge es ihr gelingen Kontinuität zu wahren und gleichzeitig neue Wege zu eröffnen! Mein bischöflicher Wahlspruch lautet "Propter nostram salutem". Ich wünsche mir, dass die theologische Erwachsenenbildung daran mitwirkt, dass Menschen ihr Leben unter diesem Akzent der Rettung zu deuten lernen. Eine theologische Erwachsenenbildung, die auf der einen Seite die Grundlagen unseres Glaubens zu ver-

mitteln weiß und auf der anderen Seite aktuelle Themen aufnimmt, wird dem am ehesten gerecht. Nochmals danke ich Wolfgang Wieland herzlich für seine hervorragende Arbeit!
Rottenburg, den 25. April 2008



Bischof Dr. Gebhard Fürst

Joachim Drumm

Religion als Unterbrechung

*Gedanken zu einem Gedanken,
der Wolfgang Wieland wichtig ist*

"Wo ist Gott? Wo und wie kommt er in der Welt vor? Wie lässt sich in einer technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Welt, die weitgehend ohne Gott auskommt, Glaube verantworten? Was macht eine Erfahrung zu einer religiösen Erfahrung oder gar zu einer Gotteserfahrung? Diesen und ähnlichen Fragen muss sich der Glaube heute stellen. Dies umso mehr, als man bisweilen den Eindruck bekommen kann, dass die Frage, wie man heute überhaupt an Gott glauben kann, in kirchlicher Verkündigung und Bildung die am meisten verdrängte Frage ist."

Solche Sätze markieren die Fragestellung, aus der heraus Wolfgang Wieland 35 Jahre lang theologische Bildungsarbeit im Dienst der Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart betrieben hat. Das Zitat entstammt dem Vorwort zum "Grundkurs Glauben", den der promovierte Theologe zusammen mit Dr. Gerhard Glaser entwickelte. Seit 2002 liegt dieses über viele Jahre hinweg gereifte Kurskonzept schriftlich vor, in Form eines "Werkbuchs für die Erwachsenenbildung", verlegt durch das

Katholische Bibelwerk. Als ich das noch unveröffentlichte Manuskript zur Hand nahm, um darin zu blättern, wurde ich schnell von den Texten, Bildern, Melodien, Impulsen und Fragen angezogen, ja hineingezogen.

Im Zentrum des theologischen Denkens Wolfgang Wielands steht ein Begriff, auf den er in Gesprächen immer wieder zurückkommt: "Unterbrechung". Im "Grundkurs Glauben" ist "Unterbrechung" ein Schlüssel für den Zugang zur Gottesfrage und für die Erschließung der Bedeutung von Religion im Kontext eines funktionalistischen Weltverständnisses. Religion vermag das zweck- und nützlichkeitsorientierte Denken zu unterbrechen: "Die religiöse Grundhaltung ist die Ehrfurcht vor dem ‚Unbrauchbaren‘, Unverfügbaren, Ehrfurcht vor dem Heiligen. Wo diese Ehrfurcht verloren geht und der Mensch alles in seine Verfügung zerrt, geht alles kaputt." (Grundkurs 52). Dem Zweck- und Nützlichkeitsdenken erscheint Religion selbst nutzlos, unbrauchbar. Gleichzeitig steht Religion stets in der Gefahr, funktionalisiert zu werden. Gerade in der Durchbrechung

der Zweckrationalität liegt für Wieland die Bedeutung der Religion. Sofern sich Religion nicht selbst funktionalisieren lässt, vermag sie das Sensorium zu sein für das, was nicht zu "gebrauchen" ist, weil es sich menschlicher Verfügung entzieht.

Die Bestimmung von Religion als Unterbrechung ist vor allem durch den Fundamentaltheologen J. B. Metz in die theologische Debatte eingebracht worden. Bereits in seinen Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie heißt es: "Die kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung". (Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 150, zitiert als GGG). Was Metz hier in den 70er Jahren formulierte, ist kein zufälliger Nebensatz. Die These ist eine Kernaussage seines theologischen Konzepts. Bis in die Gegenwart hinein bleibt der Begriff der Unterbrechung für Metz eine unumgängliche Wegmarke seiner theologischen Hermeneutik. Zwar wird im "Grundkurs Glauben" auf J. Metz' Definition von Religion nicht ausführlich Bezug genommen, doch wird darauf explizit verwiesen. Umso überraschender ist es, festzustellen, dass der Begriff der Unterbrechung im "Grundkurs Glauben" in ganz andere Begriffsfelder hineinführt als in der Theologie von J. B. Metz. Offenbar zielt die These von der "Religion als Unterbrechung" bei Metz nicht auf dasselbe wie bei Wieland/Glaser, zumindest nicht unmittelbar. Ja, in gewisser Hinsicht scheint die Definition bei

Metz geradezu in die entgegen gesetzte Richtung zu zielen. Zugespitzt kann man sagen: Verweist "Unterbrechung" im Grundkurs ins "Unverfügbare", "Unbrauchbare", so verweist sie bei Metz in die soziale Verantwortung und die Praxis gelebter Solidarität.

Den Differenzen und den möglichen Zusammenhängen soll im Folgenden ein wenig nachgegangen werden. Ein kurzer Vergleich ist besonders deshalb interessant, weil sowohl im Grundkurs Glauben als auch bei Metz "Unterbrechung" eine wichtige Rolle spielt im Nachdenken über die Frage, wie vom Gott der Bibel in der Welt von heute und wie in der heutigen Welt von der Erfahrung Gottes christlich verantwortlich geredet werden kann.

Im Zentrum des "Grundkurs Glauben" steht das Anliegen, die Erfahrung der "Abwesenheit" Gottes in der heutigen Welt als Erfahrung ernst zu nehmen und zur Reflexion dieser Erfahrung anzuregen und anzuleiten. Daraus entwickelt sich zugleich ein kritisches und ein affirmatives Potential. Kritisch hinterfragt wird sowohl das heute vorherrschende prägende funktionalistische Wirklichkeitsverständnis, das sich allzu einseitig am Vorhandenen und Gegenständlichen orientiert, als auch die Versuchung, die Rede von Gott diesem Weltverständnis einzupassen und somit "Gott" zu funktionalisieren und zu vergegenständlichen. Der Gegenwart Gottes auf die Spur zu

kommen erfordert beides: Zum einen die Unterbrechung eines zweckrationalen, am Nutzen orientierten Wirklichkeitsverständnisses, zum anderen die Unterbrechung einer Gottesrede, die "Gott" zur Personifikation menschlicher Zwecke macht. Der Kritik erwächst der positive Zugang: Die Reflexion auf die Erfahrung dessen, was das menschliche Nutzenkalkül übersteigt. Die Erfahrung des Zweckfreien ist eine zutiefst menschliche Erfahrung, vielfach verschüttet unter dem funktionalistischen Wirklichkeitsverständnis, doch dem Menschen gleichsam eingestiftet. Das Gespür für das Unverfügbare, "Unbrauchbare" im Leben des Menschen ist das Sensorium für die Gegenwart Gottes als dem in der Welt Abwesenden: "Eine heute verantwortliche Rede von Gott setzt also das Aufbrechen jenes Weltbildes voraus, in dem alles vergegenständlicht und zum brauchbaren Objekt wird. Wir müssen der Wirklichkeit des Abwesenden in unserem Leben wieder auf die Spur kommen und dafür ein Gespür entwickeln: Wir heutige Menschen kennen zwar verschiedene Arten von Vorhandenem und unterscheiden Wichtiges von Unwichtigem. Aber wir sind relativ ungeübt, Stufen und Spuren des Abwesenden wahrzunehmen. Dabei können schon kleine Beobachtungen bei dieser Wahrnehmung helfen." (Grundkurs 79). Ist von Ungeübtheit die Rede, dann bedeutet dies im Umkehrschluss, dass eine Einübung in die Wahrnehmung des Abwesenden möglich ist.

Die Dialektik von Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit, Gegenwart und Abwesenheit, von Erscheinen und Sich-Entziehen durchzieht den gesamten Kursverlauf. Dabei sind "Wahrnehmung" und "Erfahrung" zentrale Komplementärbegriffe zum Begriff "Unterbrechung". Dem entsprechend erhalten ästhetische und erfahrungstheoretische Kategorien, Unterscheidungen und Beispiele ein besonderes Gewicht. Bereits die Überschriften lassen den ästhetisch-erfahrungsbezogenen Zugang erkennen. "Das Herrliche - das Schöne und das Hübsche", "Bild-zeichen" und "Bild-Ikone", "Christuserfahrung" und "Verklärung Jesu", das "Schauen in Dein Antlitz", Erfahrung im Unterschied zu Erlebnis und -Experiment etc. Schon die Kategorie des "Unbrauchbaren", "Zweckfreien" selbst, also dessen, was sich dem Machen und Verfügen entzieht, verweist auf das Ästhetische und Musische und damit auf das Fest und den Sonntag.

Bei J. B. Metz führt der Begriff der "Unterbrechung" in andere Denk- und Begriffskategorien. Auch Metz geht es um die verantwortliche Rede von Gott im Kontext modernen und postmodernen Weltverständnisses. Wie der Grundkurs bewertet Metz das zeitgenössische Weltverständnis kritisch. Und ebenso wie der Grundkurs kritisiert er Versuche, die Rede von Gott diesem Weltverständnis einfach einzupassen. "Immer öfter tappt das Christentum selbst in die Fundamentalismusfalle oder in die Moderni-

sierungsfalle. Entweder sperrt es sich gänzlich gegen die fremde Prophetie der Zeit oder es macht allzu schnell alles mit, taucht in alles Sprachspiele ein und kennt keine Plausibilitätskrisen. Was aber „ist der Fall - und zwar im Blick auf das Christentum selbst und seine Gottesbotschaft für die Menschen?“ (Memoria passionis, Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg i. Br. 2006, 69, zitiert als Mp)

Für die Rückfrage nach dem Christentum und seiner Gottesbotschaft ist nach Metz die "Hermeneutik der Unterbrechung" (Mp 143 ff.) von zentraler Bedeutung. Die entscheidenden Koordinaten für das Verständnis von Unterbrechung werden bereits in den 70er Jahren bestimmt. In "Glaube in Geschichte und Gesellschaft" (1977) ist die Definition von Religion als "Unterbrechung" die sechste der "unzeitgemäßen Thesen zur Apokalyptik." Die Thesen handeln vom Kampf um die "verlorene Zeit". Als "verloren" betrachtet Metz die Zeit, in der der Mensch alles Mögliche erwartet nur nicht mehr die Unterbrechung, ja den Abbruch des zeitlichen Kontinuums selbst. Metz kritisiert die das moderne Fortschrittsdenken beherrschende Vorstellung von "Zeit als einem leeren, evolutionär ins Unendliche wachsenden Kontinuum, in das alles gnadenlos eingeschlossen ist." (GGG 150). In der Logik unendlicher evolutionärer Entwicklung geht der Sinn dafür verloren, dass die Zeit abläuft, dass sie drängt und keinen Aufschub duldet. Die

Erfahrung von Endlichkeit werde, so Metz, im Schema der Entwicklungslogik - auf die Todessituation des einzelnen hin - individualisiert und privatisiert, während Weltgeschichte als unendlicher Entwicklungs- und Fortschrittsprozess erscheine, in dem alles überholt werde. Zeit als unendliches Kontinuum gedacht führt zur Vergleichültigung der Zeit, zum Zeitverlust, zur Zeitlosigkeit, in die Apathie.

Steht "Unterbrechung" in den 70er Jahren für die Kritik an den Fortschrittsglauben der Moderne, steht er 30 Jahre später zugleich für die Kritik an der postmodernen Auflösung der Weltgeschichte in die partikularisierte Vielfalt von Geschichten. Unterbrechung ist bei Metz somit ein geschichtstheologischer Begriff. Es geht ihm um die Wahrung der Geschichtlichkeit des Heils. Die Zeugnisse der biblischen Apokalyptik betrachten nach Metz' Überzeugung Gott nicht als jenseitig zur Zeit, sondern als "ihr andrängendes Ende, ihre Begrenzung, ihre rettende Unterbrechung" (Mp 145).

Metz wetzt den Begriff "Unterbrechung" zur scharfen Schneide, die das christliche Geschichtsverständnis vom evolutionistischen und mythischen Verständnis von Geschichte trennt. Denn es ist gerade dieses Verständnis von Geschichte, welches das Christentum zu dem macht, was es ist: zu einer "Religion mit dem Gesicht zur Welt", zu einer Religion, die eine Frage unmöglich hinter sich lassen

kann: die Frage nach der Bedrohtheit der christlichen Hoffnung durch die dunkle Seite der Geschichte: das Leid der Menschen. Wird Geschichte als kontinuierlicher Entwicklungsprozess betrachtet, erscheint das Leiden der Menschen als zu überwindende Entwicklungsstufe. Geschichte wird zur Siegergeschichte. Wird sie individualisiert, gerät das Leiden der anderen aus dem Blick. Anders die christliche Hoffnung: "Für ein Christentum, das seine Gottesleidenschaft als ‚Mitleidenschaft‘ versteht..., als unsentimentalen Ausdruck einer Liebe, die sich in der untrennbaren Einheit von Gottes- und Nächstenliebe verwurzelt weiß: für ein solches Christentum begegnet die Geschichte der Menschheit (im Sinn einer Großerzählung) als Passionsgeschichte, die sich sowohl der (,modernen‘) Vorstellung einer undialektischen Fortschrittsgeschichte verweigert wie auch der (,postmodernen‘) Intention zur Auflösung der Geschichte in einen beziehungslosen Pluralismus von Geschichten (Mp 3). Für das Christentum stellt sich die Gottesfrage daher als Theodizeefrage, als Rückfrage an Gott angesichts des Schreis der Leidenden. Wo nicht nur das eigene Ende bedacht wird, sondern das Ende der Zeit, da geht die Bedrohung der christlichen Hoffnung nicht vom eigenen Leiden aus, sondern vom Leiden der anderen. Das Zeugnis christlicher Hoffnung realisiert sich daher in "Mitleidenschaft", in der Com-passion, in der gelebten Solidarität mit den Leidenden dieser Welt.

Die "Kategorien der Unterbrechung", die sich für Metz daraus ergeben, lauten: "Liebe, Solidarität, die sich Zeit ‚nimmt‘ ...; Erinnerung, die nicht nur das Gelungene, sondern das Zerstörte, nicht nur das Verwirklichte, sondern das Verlorene erinnert und sich so gegen die Sieghaftigkeit des Gewordenen und Bestehenden wendet; gefährliche Erinnerung, die gerade so das ‚christliche Kontinuum‘ rettet." (GGG 151). Unterbrechung steht für Metz somit zugleich für die "dialektische‘ Brechung des mitleidlosen Vergessens" (Mp 99). Dem Vergessen setzt Metz die memoria passionis, die gefährliche Erinnerung an das Leiden gegenüber.

Bei J. B. Metz führt der Begriff "Unterbrechung" weniger in Begriffsfelder des "Ästhetischen" als in solche des "Dramatischen", weniger in die Kategorien von "Wahrnehmen-Schauen-Darstellen" als in die von Erleiden-Erinnern-Erzählen. Liebe, Solidarität, Leiden an Gott, Mitleidenschaft mit den Opfern, soziale Weltverantwortung, memoria passionis - so lauten die zentralen Begriffe seiner Theologie.

So verfehlt es jedoch wäre, Metz' Theologie auf das Politische, Ethische und Gesellschaftskritische festzulegen, so falsch wäre es, den theologischen Ansatz des "Grundkurses" auf das Ästhetische und Mystische zu reduzieren. Metz hat einen sehr ausgeprägten Sinn für die mystische Dimension des christlichen Glaubens. Es geht ihm dabei um eine

"Mystik der offenen Augen", um eine "Mystik des Leidens an Gott", um eine "politische Mystik der Compassion". Umgekehrt lassen sich von der Beschreibung von Geisterfahrung als Teilhabe und Wandlung im "Grundkurs" durchaus soziale und ethische Linien ausziehen, wengleich der Grundkurs dem Thema "Gott und das Leid" wenig Raum gibt.

Die gegenseitige Spiegelung der beiden unterschiedlichen Entfaltungen der These von der Religion als Unterbrechung im Grundkurs Glauben und bei J. B. Metz lässt die Konturen und Schatten der jeweiligen Zugänge deutlicher zu Tage treten. Der fundamentaltheologische Entwurf von Metz und der Grundkurs Glauben dürfen dabei allerdings nicht auf gleicher Ebene verglichen werden. Der Grundkurs will kein fundamentaltheologisches Konzept vorlegen, sondern den Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern Zugänge eröffnen für die persönliche Annäherung an die Gottesfrage. Das Werkbuch dient der Reflexion und Kommunikation im Rahmen der Veranstaltungsreihe. Von daher versteht es sich selbst, dass Unerwähntes nicht einfach als Mangel ausgelegt werden kann.

Gleichwohl entspricht es gerade einem ernsthaften Umgang mit dem Werkbuch, wenn Rückfragen gestellt werden. Die an den "Grundkurs Glauben" zu stellenden Fragen werden von den Autoren selbst im Vorwort angeschnitten: "Was macht eine Erfahrung zu einer religiösen

Erfahrung oder gar zu einer Gotteserfahrung?" Und ich möchte hinzufügen: Was macht eine Gotteserfahrung zu einer christlichen Erfahrung? Anders gefragt: Ist alle Unterbrechung der Zweckrationalität bereits Religion? Und ist jede religiöse Erfahrung als Unterbrechung bereits Gotteserfahrung? Was bedeutet die Dialektik der Präsenz Gottes als Abwesendem im Kontext des interreligiösen Dialogs? Wie ist der universale Anspruch des Christentums im globalen Kontext kultureller und religiöser Vielfalt christlich zu vertreten? Der Zugang zur Gottesfrage über die Phänomenologie der "Wahrnehmung" und "Erfahrung" erschwert offenbar die Qualifizierung religiöser Erfahrung gegenüber ästhetisch-existentialer Erfahrung, Gotteserfahrung gegenüber religiöser Erfahrung, des Glaubens an den biblischen Gott gegenüber religiöser Gotteserfahrung. Die Schwierigkeit hängt m. E. damit zusammen, dass der Grundkurs die gerade von J. B. Metz hervorgehobene anamnetische Struktur von Erfahrung zu wenig aufgreift und verarbeitet. In diese Richtung wäre der Ansatz zu vertiefen.

Die aufgeworfenen Fragen lenken den Blick auf einen wesentlichen Unterschied der These von der "Religion als Unterbrechung" im Grundkurs Glauben und bei J. B. Metz. Ist im Grundkurs diese These eher eine religionsphänomenologische und religionsphilosophische Aussage mit zunehmender Fokussierung auf das Christentum hin, so ist sie bei

Metz ein dezidiert theologischer, geschichtstheologischer Satz, eine Aussage jüdisch-christlichen Zeit- und Weltverständnisses mit zunehmender Blickerweiterung hin auf den christlichen Dialog mit den anderen Religionen. "Religion als Unterbrechung" bei Metz meint "Christentum als Unterbrechung". Sein Ausgangs- und Angelpunkt ist das Gottesgedächtnis der biblischen Überlieferung. Anders im Grundkurs: Zwar nimmt auch der Grundkurs in sämtlichen Kursteilen von vornherein und durchgängig Bezug auf die jüdisch-christliche Überlieferung. Doch scheint diese Bezugnahme eher der biblischen Exemplifizierung einer allgemeinreligiösen Unterbrechungsthese zu dienen.

Metz selbst nennt seine "erinnerungsspeiste Semantik" aus dem jüdisch-christlichen Gottesgedächtnis die "harte Lösung" (Mp 159). Sie ist konsequent, provoziert jedoch die Frage, wie der Glaube in Geschichte und Gesellschaft jenen vermittelt werden kann, die an dem jüdisch-christlichen Gottesgedächtnis nicht oder nicht mehr partizipieren. Die Frage, wie die postmoderne Kultur für die memoria passionis aufgeschlossen werden kann, jenseits von Kulturpessimismus oder moralischen Appellen,

wie die Compassion als Weltprogramm des Christentums Realität werden kann, in der Atmosphäre postmoderner Kultur und Religiosität, diese Frage erfährt bei Metz noch keine befriedigende Antwort.

So erwächst der Beschäftigung mit der Unterbrechungs-These - hier im Rahmen der Stuttgarter Hefte - schließlich die Frage, wie in postsäkularer Zeit, die doch weithin eine Zeit religionsfreundlicher Gottvergessenheit ist, religiöse Bildung Erwachsener aus dem christlichen Gottesgedächtnis heraus verantwortbar möglich ist. Mit dieser Aufgabe hat Wolfgang Wieland nahezu sein gesamtes Berufsleben lang gerungen. Der in kirchlicher Verkündigung und Bildung oft verdrängten Frage nach Gott ist er nie ausgewichen. Er hat sich ihr gestellt. Und er hat dabei unzählige Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer in vielfältige Reflexions- und Dialogprozesse hineingenommen, als Vermittler und Lernender, als Navigator und Suchender, ernsthaft, redlich, mit hoher Kompetenz und innerer Überzeugung. Wir danken ihm, dass er eine solch lange Strecke mit uns gegangen ist. Möge sein Fragen weitergehen und kein Ende finden in dieser endlichen Zeit.

Christiane Bundschuh-Schramm

Wenn du nicht da bist, denke ich an Dich

Anmerkungen zu Gottesthemen

Unsere Zeit riecht wieder nach Religion, jedoch sollte uns dies als Kirche nicht allzu schnell beruhigen. Die Renaissance der Religion¹ geht nicht mit einer Renaissance der Kirchen einher, sondern spielt sich daneben, manchmal unter unseren neidvollen Blicken ab.

Gerade deshalb müssen wir uns als Kirche und Kirchliche fragen, wie wir an die neue Sehnsucht nach spirituellem Erleben und an die Suche nach dem Sinn-Selbst anschließen können, ohne die institutionelle Seite christlichen Glaubens in den Mittelpunkt zu stellen. Was aber dann? Wenn wir jenseits institutionell-kirchlicher Sicherheit den Inhalt anbieten wollen, geraten wir schnell ins Stottern. Wie können wir unsere Kernbotschaft so formulieren, dass sie dem Infotainmentstil der Moderne und dem Erfahrungshunger vieler Menschen entspricht und

gleichzeitig das Christliche trifft? Hier ist mein konservativ-moderner Vorschlag.

In Rhythmen leben

Leben geschieht in Rhythmen: Säen und Ernten, Wachsen und Vergehen, Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, Tag und Nacht. So erzählt es uns auch das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat (Mk 4,26-29). Der grundlegendste Rhythmus ist der Atem: Einatmen und Ausatmen, Nehmen und Geben.

Alle diese Rhythmen sind Grundkonstanten der Schöpfung.

Wenn Gott in der Schöpfung wirkt und wohnt, "unterwirft" er sich den Rhythmen seiner Schöpfung. Auch in der Inkarnation in seinem Sohn Jesus Christus hat er sich den Rhythmen Geborenwerden und Sterben angepasst und sie gleichzeitig durchbrochen. Er hat den "ewigen Kreislauf" von Werden und Vergehen auf ein Ziel gerichtet: auf das Aufgehobensein in Gott.

¹ Vgl. Hans-Joachim Höhn: Renaissance der Religion. Klärendes zu einer umstrittenen These, in: Herder Korrespondenz 60 (2006) 605-608

Die Grunderfahrung des Menschen: Geborgenheit und Aufbruch

"In den frühkindlichen Entwicklungsphasen der ersten drei Lebensjahre bilden sich Grundmuster von Lebensformen, die sich auch in der Glaubenspraxis eines Menschen ein Leben lang wiederholen"². Diese Grundmuster gründen in der frühkindlichen Erfahrung zwischen Symbiose und Loslösung. Diese Erfahrung macht das Kind in der Beziehung zur Mutter, zum Vater und zur gegenständlichen Welt. Dabei spielen die Übergangsphänomene eine entscheidende Rolle. Das Kind, das sich aus der Symbiose mit der Mutter lösen muss, macht in den Übergangsobjekten die Erfahrung der Anwesenheit in der Abwesenheit. Dieter Funke sieht darin den Ursprung aller symbolischen Erfahrung, aller Kultur und Religion. "In diesen frühen Symbolisierungen ist jene religiöse Frage enthalten, auf die der Mensch ein Leben lang eine Antwort zu finden sucht: wie er nämlich trotz aller Brüche und Trennungen, trotz aller verlassenen Paradiese einen ‚Ort‘ des

² Dieter Funke: Im Glauben erwachsen werden. Psychische Voraussetzungen der religiösen Reifung, München: Pfeiffer 1986, 28. Gerade in der Moderne ist die Suche nach dem eigenen Ort in einer Gesellschaft ohne Vorgaben zentral geworden. Vgl. Matthias Morgenroth: Weihnachts-Christentum. Moderner Religiosität auf der Spur, Gütersloh/München: Gütersloher Verlags-haus/Chr. Kaiser 2002.

Heil- und Ganzseins finden kann, einen ‚Ort‘, an dem er sich ohne Angst vor Verschlingung und Untergang zurückfallen lassen kann, um Kraft zu schöpfen für weitere Entwicklungsschritte"³. Es ist die Suche nach der Balance zwischen Geborgenheit und Aufbruch, Ordnung und Chaos⁴. Sie ist der Rhythmus der Religion.

Die geistliche Grunderfahrung des Christlichen: Einwohnung und Pilgerschaft

Der Rhythmus von Geborgenheit und Aufbruch findet sich auch in der christlichen Religion. Er beschreibt die zentrale geistliche Grunderfahrung, die Menschen mit dem jüdisch-christlichen Gott gemacht haben. Ich nenne sie angelehnt an Begriffe der Tradition Einwohnung und Pilgerschaft.

Einwohnung

Einwohnung beschreibt die Grunderfahrung, dass alles, was ist, in Gott gründet und in Gott aufgehoben ist. Die eigene Existenz des Menschen ist in ihrem tiefsten Wesen in Gott verankert, sie "wohnt" in seiner Wesens-existenz. "Ich kann nicht tiefer fallen

³ Dieter Funke, 69.

⁴ Vgl. dazu: Hartmut Böhme: Der Ball der Göttin. Die Kathedralen stehen leer, doch in den Stadien tost das heilige Spektakel. Eine Würdigung des Fußballkultes zum Beginn der Bundesliga, in: Die Zeit, Nr. 33, 10. August 2006, 33.

als in den Urgrund Gottes" (Sebastian Painadath). In der Anleitung der christlichen Mystiker/innen zum Gebet, näher hin zur Kontemplation geht es um das Gewährwerden der Einwohnung, nämlich im reinen Lauschen und Schauen selbst zum Tempel, zum Ort der Gottesbeschauung und Einwohnung Gottes zu werden. "Vereine dein Sein mit Gottes Wesen, denn er ist das strahlende Sein in sich selbst und in dir", so sagt es die Wolke des Nichtwissens. "Der Mensch lasse die Bilder der Dinge ganz und gar fahren und mache und halte seinen Tempel leer. Denn wäre der Tempel entleert, und wären die Phantasien, die den Tempel besetzt halten, draußen, so könntest Du ein Gotteshaus werden, und nicht eher, was Du auch tust", so Johannes Tauler.

Meister Eckhart spricht von der Schau in den eigenen Seelengrund." ... sammle alle deine Sinne, alle deine Kräfte, deine ganze Vernunft und dein ganzes Gedächtnis: das (alles) lenke in jenen Grund, darin dieser Schatz verborgen liegt." "Kehre in den Grund zurück, aus dem du gekommen bist".

Einwohnung kann in zwei Richtungen verstanden werden: Der Mensch wohnt in Gott ein, denn es gibt nichts außerhalb Gottes, wenn Gott der Allumfassende ist. Und: Gott wohnt im Menschen ein, wie es die Mystiker/innen der Tradition sagen. Im Johannesevangelium sagt Jesus: "Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir,

sollen auch sie in uns sein" (Joh 17,21).

Die Einwohnung Gottes im Menschen gründet in der Inkarnation Gottes in Jesus Christus: "Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt" (Joh 1,14). Die Inkarnation ist ein geschichtliches und ein universales Ereignis. Weil Gott im Menschen Jesus Christus Wohnung genommen hat, erhalten die Menschen "im Haus [des] Vaters (...) viele Wohnungen" (Joh 14,2). Der Tod Jesu Christi und seine Überwindung geben uns die Richtung allen menschlichen Lebens an: Hineinwohnen in Gottes bergende Lebenskraft, Hineinwohnen in das ewige Leben.

Einwohnung beschreibt symbolisch die stabilisierende Funktion der Religion. Der Mensch sucht Sicherheit im ungesicherten Leben, er findet Geborgenheit in Gott. Der in der Moderne entscherte Mensch vergewissert sich einer Stabilität, die er sich nicht selber geben muss und die ihn damit aus der Subjekt Falle befreit.

Sicherheit und Stabilisierung als einzige Dimension menschlicher Existenz führte aber zur Erstarrung.

Pilgerschaft

Der Mensch ist immer schon bei Gott angekommen (Einwohnung) und immer auf der Suche nach Gott (Pilgerschaft). Suchen ist ein Grunddiktum

menschlicher Existenz und bestimmt daher den Lebensweg des christlichen Menschen als Pilgerschaft. Zur Pilgerschaft des Menschen gehört das Unterwegssein zu sich selber, zum anderen und zu Gott. Manchmal geschieht dieses Suchen zielgerichtet und gerade, manchmal irrt der Mensch umher und bewegt sich im Kreis. Manchmal ist diese Pilgerschaft verheißungsvoll und lockend, bisweilen kann sie zur Last werden; es kann der Eindruck entstehen, niemals anzukommen. Aber es ist nicht nur der Mensch, der sucht. Auch Gott ist stetig auf der Suche nach dem Menschen. Er geht dem Menschen nach, wenn er sich auf Irrwegen befindet. Er geht neben ihm, wenn er seinen Weg gefunden hat. Er geht ihm voraus und zeigt ihm die Richtung, dass er aufbrechen kann in sein Leben.

Wenn wir Jesus Christus als Quelle der Gotteserkenntnis sehen, dann zeigt sich das Leben Jesu im gesamten als Wanderschaft und als Kreuzweg. Die Evangelien schildern einen Menschen, der sich auf den Weg macht, der mit Weggefährten unterwegs ist, um das Reich Gottes zu verkünden, der nach Jerusalem aufbricht und seine letzte Wegstrecke im Kreuzweg bewältigen muss. Auch Jesus ist ein Leben lang unterwegs zu Gott und Gott ist ein Leben lang unterwegs zu Jesus. "Jesus (...) wusste, (...) dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehr-

te" (Joh 13,3). Dieser Weg aufeinander zu, der zunächst im Scheitern endet ("Mein Gott mein Gott, warum hast du mich verlassen", Psalm 22,2), führt zur endgültigen Begegnung und Vereinigung des Sohnes mit dem Vater.

Pilgerschaft ist das Symbol für die transformierende Funktion der Religion. Der Impuls zur Transformation ist manchmal eine Befreiung und manchmal eine Zumutung. Menschen erleben in der Moderne unvorhergesehene Situationen und sie erleben vorhersehbare Krisen, die ihnen transformierende Prozesse abverlangen. Menschen erleben aber auch ein Zuviel an Festlegung, so dass sie den Einbruch des Unvorhersehbaren, die Chance der Veränderung herbeisehen.

Als das Volk Israel in Ägypten in der Gefangenschaft lebte, wurde eine Veränderung von sicher fast allen ersehnt. Als die Chance zur Transformation eintrat, war sie Befreiung und Zumutung zugleich. Die Sicherheit der Gefangenschaft und des bekannten Landes, symbolisiert in den Fleischtöpfen Ägyptens, wirkte in der Zumutung der Wüste reaktionär. Die Aufgabe des Führers Mose war es immer wieder, in der Zumutung die sichere Führung Gottes aufzuzeigen und die neue Sicherheit in der Symbolik des gelobten Landes zu verheißen. Auch im Aufbruch ist Gott bergend, auch in

der Geborgenheit liegt der Impuls zum Aufbruch.

Einwohnung und Pilgerschaft in der Balance des Lebens

Christliche Religion hat immer dann ein Problem, wenn nur eine Seite ihrer Kompetenz zuungunsten der anderen betont wird. Die Balance der beiden Pole ist zentral. In ihren Beschreibungen ist einmal die Funktion der Religion (stabilisierende und transformierende Kraft der Religion oder Kontingenzbewältigung und Kontingenzeröffnung), ein andermal die Handlung (Mystik und Politik oder Kampf und Kontemplation), ein andermal die religiöse Erfahrung im Vordergrund (Geborgenheit und Aufbruch oder Einwohnung und Pilgerschaft). Meines Erachtens ist heute die Benennung der Erfahrung vorzuziehen, um zum einen die moderne Sehnsucht nach religiöser Erfahrung zu stillen, zum anderen aber die christliche Ausrichtung religiöser Erfahrung genau zu benennen.

Wird die mystische Seite der Religion zu sehr betont, besteht die Gefahr der reinen Innerlichkeit (wenn dabei auch ein verkürztes Verständnis von Mystik zum Tragen kommt). Wird die Seite der Politik und Moral zu sehr in den Mittelpunkt gerückt, säkularisiert sich die Religion selber (Wolfgang Huber), ein Phänomen, das wir in den letzten

Jahren in unseren Kirchen beobachten konnten. Lebt die christliche Religion zu sehr die stabilisierende Seite, unterscheidet sie sich kaum von säkularen Wellnessbewegungen und von der Esoterik. Die transformierende Seite will jeden Menschen über sich hinausführen, mutet ihm Umkehr und Veränderung zu und zeigt ihm "hinter" seinem "kleinen Ich" (Karlfried Graf Dürckheim) die Möglichkeiten des wahren Selbst auf.

Geborgenheit findet das Volk Israel bei seinem Gott Jahwe, der sich als "Ich bin der ich bin da" offenbart. Geborgenheit erlebt das Volk Israel, als es sich in der Passahnacht in den Häusern zum Mahl versammelt, um Sicherheit und Stärkung zu erfahren. Anschließend erfolgt der Aufbruch in das verheißene, aber noch lange verborgene gelobte Land. Auch das christliche Mahl, die Feier der Eucharistie, ist gleichzeitig Mahl der Stärkung und Mahl der Zumutung. Es stärkt uns mit der liebenden Hingabe Gottes und mutet uns den Konflikt zwischen Leben und Tod zu, den Gott selbst auf sich genommen und überwunden hat. Die Verheißung der Geborgenheit in Gott steht genauso im Raum wie der Aufbruch in den tägli-

chen Konflikt zwischen Leben und Tod im Alltag des Menschen in der Welt⁵. Einwohnung und Pilgerschaft lassen sich auch als Einkehr und Auskehr beschreiben. Doch Einwohnung ist Einkehr bei Gott und Einkehr in die Welt, nämlich den eigenen Platz im Leben zu finden. Pilgerschaft ist Auskehr in die Welt als Rückkehr an den Platz, den zu gestalten dem Menschen in seinem Leben aufgetragen ist, und Auskehr zu Gott, zu dem fernen, unnahbaren, den es in der Pilgerschaft

des Lebens lebenslang zu suchen gilt und der uns Menschen unser Leben lang sucht.

Einwohnung und Pilgerschaft könnten auch ein Signum der missionarischen Kirche werden, die in der heutigen Gesellschaft ihren Platz sucht und deswegen zuallererst Gott suchen muss.

⁵ Andreas Odenthal entwickelt seine Theorie der "Liturgie als Ritual" u.a. auf dem Hintergrund der psychoanalytischen Theorie Dieter Funkes (vgl. Andreas Odenthal: Liturgie als Ritual. Theologische und psychoanalytische Überlegungen zu einer praktisch-theologischen Theorie des Gottesdienstes als Symbolgeschehen, (Praktische Theologie heute 60) Stuttgart: Kohlhammer 2002.

Irme Stetter-Karp

Im Jahr 1999 wurde anlässlich der 3. Kunstausstellung des Frauencafé Sarah, Leutkirch, einer Einrichtung des Katholischen Bildungswerkes Kreis Ravensburg e.V. ein Künstlerinnenbuch mit dem Titel "Die andere Hälfte des Himmels" herausgegeben. Der folgende Artikel wurde 1999 in meiner da-

maligen Funktion als Leiterin des Bildungswerks der Diözese Rottenburg-Stuttgart verfasst und wurde Teil des Künstlerinnenbuches. Ich widme ihn hiermit Wolfgang Wieland, dem geschätzten Kollegen und glaubwürdigen Theologen.

Der Mensch ist zwei, doch der Himmel...

- *Einspruch, Euer Ehren!* -

Teleskope, Satelliten, Raumfähren - und wieder einmal Raketen und Bomben haben unsere Vorstellung von einem Himmel radikal verändert. Dieses Jahrhundert, das jetzt sich zu seinem Ende neigt: Welche Blicke zum Himmel hat es ermöglicht - und noch mehr, welche hat es verhindert. Jeder und jede von uns trägt ihr oder sein Buch der Erinnerung mit sich, die Stätten und Städte der Kindheit. Und welche Erinnerungen wollen wir unserem kollektiven Gedächtnis anvertrauen? Was nehmen wir⁶ Frauen mit auf den Weg in ein

neues Jahrhundert, ein neues Jahrtausend gar? Welche Sterne weisen uns den Weg? Was ist uns heilig?

Der Himmel über Kosovo

Wenn ich die Augen nicht verschließe und den Kopf nicht in den Sand stecken will, dann kann ich nicht anders, als heute, in den ersten Tagen des Aprils 1999, an den Himmel über dem Kosovo zu denken. Menschen sind auf der Flucht, werden von ihrer Heimat vertrieben, werden geschlagen, geschändet, gemordet. Nach Angaben des UNHCR sind in diesem Jahr 22 Millionen Menschen, Männer, Frauen und

⁶ zulässig ist dieser Begriff "wir" in meinem Verständnis nur, wenn er die Differenz zwischen ich und du nicht verschleiert (vgl. dazu die spannen-

de, allerdings nicht einfach zu lesende, philosophische Arbeit von Ute Guzzoni: "Identität oder nicht", Freiburg, 1981)

Kinder weltweit auf der Flucht, auf der Suche nach einem neuen Zuhause, einem neuen Himmel. Das schreit zum Himmel! Menschen sind in diesem Jahrhundert Meister des Tötens geworden, der Mensch des Menschen Wolf: Und wir reden von uns als "zivilisierten" Menschen. Was haben Frauen diesem Wahn entgegenzusetzen? Ein stilles Dulden, die Beruhigungsspielle, dass wir Frauen im Krieg nicht auf der Täterseite stehen, dass wir zu den Opfern zählen, zu den Vergewaltigten, den ethnisch zu Säubernden, den Rechtlosen? Und was wäre, wenn wir zum Kriegsdienst zugelassen wären in unserem Land? Würden wir ihn kollektiv verweigern, uns zu den Friedensdiensten melden?

Denkpausen

Denkpausen sind angesagt. Auf welchen Werten basiert heute unsere kulturelle Ordnung in diesem Land, und darüber hinaus? Was ist uns wert unter diesem einen Himmel? Spätestens seit Tschernobyl ist für die jetzige Generation der Erwachsenen die Potenz der Zerstörung offensichtlich und bedrängend. Bewundernswerte Frauen, unter ihnen Luce Irigaray in "Die Zeit der Differenz" oder in anderer Weise auch Christa Wolf mit "Medea" haben den Finger auf die offene Wunde gelegt. In ihren Werken wird klar, diese kriegerische Gesellschaftsorganisation, in der der Ellenbogen mehr wert ist als die offenen Hände,

ist patriarchalen Ursprungs und braucht eines: einen grundlegenden kulturellen Wandel. Die Kritik an deren Plausibilitäten muss auch ansetzen beim herrschenden Subjektbegriff: Der Mensch als Herrscher über Schöpfung, Technologie und Mitmensch. Luce Irigaray analysiert: "Dieses Subjekt interessiert sich heutzutage ungeheuer für Beschleunigungen, die unsere menschlichen Möglichkeiten übersteigen, für die Schwerelosigkeit, für das Durchqueren natürlicher Räume und Zeiten, die Überwindung der kosmischen Rhythmen und ihrer Regulationsmechanismen, aber auch für den Zerfall, die Spaltung, die Explosion, die Katastrophen."⁷ Zwangsläufig verändert diese Beschleunigung und die Missachtung der natürlichen Ganzheit von Psyche, Physis und Mitwelt auch unser Denken und Fühlen, wie der Himmel ist. Wie aber sollen wir in all diesen Desintegrationen, Spaltungen oder Vervielfachungen (ich denke unweigerlich an die Entwicklungen der Gentechnologie, an Klonen, an Szenarien des "Menschen machen"), wie sollen wir unsere Personalität: Ganzheit, Heilsein und personale Würde finden, empfinden?

⁷ Luce Irigaray, Die Zeit der Differenz, 1991,53

Viele sind wir

In den Sozialwissenschaften wird in den vergangenen Jahren in diesem Zusammenhang der Begriff der Pluralität neu begründet. In "Pädagogik der Vielfalt" argumentiert Annedore Prengel, das Phänomen der Verschiedenheit beginne in der Gegenwart eine Schlüsselrolle zu spielen und stelle eine genuin pädagogische Herausforderung dar. "Der Begriff der radikalen Pluralität bildet sich aus der unhintergehbaren Eigenart differenter Lebensweisen und Wissens- und Denkformen, diese genießen jede in ihrer Eigenart hohe Wertschätzung."⁸ Häufig wird Pluralität allzu schnell gleichgesetzt mit einer Haltung der Indifferenz und Beliebigkeit. Einem solchen Missverständnis wird hier nicht das Wort geredet. Entscheidend ist die Wertschätzung der Differenz und die deutliche Absage an jegliche, Totalität beanspruchende, Gedankengebäude. Für einen radikalen Weg heraus aus der Selbstherrlichkeit des modernen Menschen/Mannes, sind die Frauen in einer besonderen Ausgangsposition: Sie sind bis heute im patriarchalen Gemeinwesen die Anderen. Sie können von dieser "anderen" Stellung aus, diese Kultur anders interpretieren.

Zwischenschritte - Himmelsleitern

Wie können Frauen Räume gestalten, damit sie Platz frei lassen für Himmelsleitern. Tatsache ist, dass zwar weniger, aber eben immer noch Mädchen und Frauen festgelegt werden auf das "Drinnen" und die "Nahen". Elisabeth List arbeitet in "Die Präsenz des Anderen" die Differenz heraus zwischen lokal (als "weibliche" Lebenswirklichkeit in der Moderne) und "global" (als den Männern zugeschriebene Lebenswelt). Sie stellt fest, dass beide Begriffe nicht nur räumlich Reichweite von Handlungen bezeichnen, sondern dass beide implizit auf Reichweiten von Verfügung und Kontrolle verweisen, also auf Herrschaft hinweisen und somit zugleich als ordnungspolitische Kategorien zu verstehen sind. "Das wirft ein anderes Licht auf den Begriff der Fremdheit, der von dieser Warte aus nicht mehr allein verstanden werden kann als eine räumliche Kategorie, sondern als eine Kategorie, die über Macht und Ohnmacht entscheidet."⁹ Wenn Mädchen als zukünftigen Frauen Grenzen gesetzt werden, dann geht es eben nicht nur um die Begrenzung auf das Haus, auf die Verwandten und die Nächsten (vgl. Frauen im Islam), sondern gerade auch um die Verweigerung von Raum

⁸ Annedore Prengel, Pädagogik der Vielfalt, Opladen, 1993, 49

⁹ Irmgard Stetter-Karp, Wir und das Fremde, Frankfurt, 1997

und Freiheit. Deshalb ist es wichtig, dass Frauen sich verschiedenste Räume öffnen: intime Räume, persönliche Räume, soziale Räume, und besonders öffentliche Räume: Orte des politischen Handelns, Räume für Partizipation und die offensive Vertretung als Bürgerinnen. Ein Zimmer für sich allein, so folgert Elisabeth List¹⁰ genügt eben nicht. Damit ist noch nicht garantiert, dass die Frau frei ist, vor die Haustür zu gehen, wann immer sie will, an der sozialen Lebensform ihrer nachbarschaftlichen Umgebung teilzunehmen, sich zu allen Tageszeiten, auch in der Nacht, an öffentlichen Plätzen, frei und ungefährdet zu bewegen. Frauen brauchen Räume, wo weibliche Freiheit wirklich entstehen kann. Diese Freiheit wäre ein wichtiger Schritt in eine menschlichere Welt als die, in der wir heute leben.

Himmel und Erde

Warum daran erinnern, warum zurückschauen und nicht einfach nach vorn, einem neuen Himmel entgegen? Darum, "Weil nicht geradeaus vor uns Utopia liegt, sondern irgendwo unter dem Horizont, da wo Anfang und Ende ineinander verschlungen sind" (Regula Radvila). Christa Wolf antwortet auf die Frage, ob die Rückkehr ins Matriarchat ihrer Meinung nach sinnvoll wä-

re: "Um Gottes willen - Nein (...) Wir können nur versuchen, die Erfahrung der Jahrtausende beachtend, weiterzugehen. Es muss also immer selbstverständlicher werden, dass der männliche und der weibliche Blick gemeinsam erst ein vollständiges Bild von der Welt vermitteln (...). Das würde zu ganz anderen Prioritäten führen, als zu denen, die uns jetzt regieren. Zu anderen Wertehierarchien. - Aber darüber will ich jetzt nicht spekulieren. Wir sind himmelweit davon entfernt."¹¹

Darum, weil die Sehnsucht nach dem Himmel, nach dem anderen Himmel zum Kostbarsten des Menschseins gehört. Der Zwiespalt zwischen Stacheldraht und Gaskammer und dem neugeborenen Kind und den frischen Trieben im Frühling mag uns zerreißen. Aber der Ort, an dem wir unsere Sehnsucht leben dürfen, ist diese Erde. Als Trägerinnen neuen Lebens, als Gebärerinnen tragen wir einen besonderen Ruf in uns, von Ruach, der nicht männlich zu bändigender Kraft Gottes. Wohin wir uns also wenden, ein Auge blickt zurück ins Vergangene. Warum sollten wir es verleugnen, blenden?

¹⁰ Elisabeth List. Die Präsenz des Anderen, Theorie und Geschlechterpolitik. Frankfurt, 1993

¹¹ Marianne Hochgeschurz (Hrsg.), Christa Wolfs Medea, 52

Der Mensch ist zwei, doch der Himmel...

Üben wir uns unvoreingenommen wahr zunehmen, wagen wir ungetrübte Blicke, frei von Scheuklappen, damit wir unsere vielfältigen Kräfte und Mächte spüren können, aber auch unsere "Mittäterschaft"¹² sehen lernen. Gestatten wir uns Denkpausen gegen Ende dieses Jahrhunderts! Erzählen wir uns von den Sternen, die uns leiten auf dem Weg in der dunklen Nacht!

Die andere Hälfte des Himmels, ich sage offen, das ist mir zu eng, zu wenig. Ich träume von einem Himmel, der nicht Hälften kennt, nicht hier und dort, mein und dein.

Gottes Gnade und Gottes Himmel sind keine Grenzen gesetzt - eben auch keine geschlechtlichen. Gottes Geist ist eindeutig ein Geist der Freiheit. Niemand besitzt den Geist, und der Geist ist nie meine eigene Möglichkeit. Komm, Heiliger Geist, leidenschaftlich ersehne ich: spreng die Fesseln der Ordnungskategorien und lass überfluten mit frischen Wassern, die Mauern zwischen der einen und der anderen Hälfte, zwischen mein und dein, zwischen Mann und Frau.

¹² unter der Fragestellung "Was sind die Taten?" interpretiert Susanne Kappeler den Begriff der Mittäterschaft im Sinne Thürmer-Rohrs "als eine Teilhabe der Frauen an einem System, das gegen die Interessen der Frauen wirkt.", in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 12. JGH, Heft 24, Köln, 26

Soweit der Beitrag von 1999 aus dem Künstlerinnenbuch "Die andere Hälfte des Himmels." Was veranlasst, diese Gedanken Wolfgang Wieland zu widmen.

Auch wenn sich seit 1999 einiges verändert hat, im Kern sind die Fragen gültig geblieben. Neue Fragen sind dazu gekommen. Den Lebensraum auf die eine Hälfte des Himmels zu konzentrieren ist auch heute zu eng - für Frau und Mann. Die Sehnsucht nach dem ungeteilten Himmel existiert ungebrochen. Individuell wie kulturell müssen Schwächen, Brüche, Widersprüche und Ängste ausgehalten werden. Individuell wie kulturell ist die Frage zu beantworten: Wes Geistes Kind sind wir?

Wolfgang Wieland ist als Theologe und Erwachsenenbildner für ungezählte Menschen in unserer Diözese in den vielen Jahren seines beruflichen Wirkens Gesprächspartner, Referent, Freund und Zeuge geworden. Als Kollege bleibt er als derjenige in Erinnerung, mit dem Geschwisterlichkeit gelebt werden konnte. Ich habe ihn vermisst in den vergangenen Jahren in meinem beruflichen Alltag und werde ihn auch in der Zukunft vermissen, als Glaubenden für den gilt: Gottes Gnade und Gottes Himmel sind keine Grenzen gesetzt. In diesem Sinn wünsche ich ihm einen offenen Himmel - diesseits und jenseits.

Verena Wodtke-Werner

Attentione - Attention please - Attenda !!!

"Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele" Paul Celan

"Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele". Diese zunächst etwas ungewöhnliche Wendung hat der jüdische Dichter Paul Celan in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Büchner-Preises 1960 verwendet. Er meinte damit weniger eine Aktivität der Seele sondern wollte vielmehr ausdrücken, dass Aufmerksamkeit eine zutiefst natürliche Verfassung unserer Seele ist. Die Seele steht für den konzentrischen Punkt unserer ganz individuellen Persönlichkeit und die Haltung der Aufmerksamkeit ist ihre natürliche und wertvollste Grundhaltung und kommt dem Gebet, also der andächtigen Haltung gleich.

Der Satz will auch sagen, dass wir gar keine großen Anstrengungen unternehmen müssen, sondern einfach dem natürlichen Sein oder der Bestimmung unserer Seele folgen können, sie sozusagen einfach sein-lassen und sich dann die Aufmerksamkeit wie von allein einstellen wird.

Das Wort Aufmerksamkeit ist nahe verwandt, aber nicht ganz gleich mit dem Begriff der Achtsamkeit. Der Begriff der Achtsamkeit ist eigentlich, wenn man es genau nimmt, die Voraussetzung für Aufmerksamkeit. Der Begriff der Achtsamkeit ist uns in der westlichen Kultur mittlerweile durch die Beschäftigung mit dem Buddhismus und der tibetischen Philosophie auch im europäischen Kontext zugänglich geworden.

Das Wort Achtsamkeit

Wenn man verwandte Wörter des Begriffes Achtsamkeit in einer Gruppe erfragt, dann hört man z. B. Konzentration, Zartheit, Vorsicht, Behutsamkeit, ohne Ablenkung, federleicht, aufpassen, Respekt u. v. m. Die weitere Bedeutung von Wörtern, die frei assoziierten Wortfamilien, verdeutlichen uns, was in unserem Kulturkreis an Gefühlen, an Tradition und an Wertvorstellungen in den Begriffen angelegt ist.

Begriffe und ihre Begriffsfamilien sind so etwas wie Skulpturen unserer Gefühle, Skulpturen für etwas Vielfältiges, was beim Aussprechen immer noch mitschwingt, was wir mitgeteilt

bekommen ohne dass es direkt ausgesprochen wird.

Das Wort Achtsamkeit hat in seiner Wurzel den Begriff der Achtung enthalten. Jemandem oder etwas Achtung erweisen bedeutet, eine Person, die Natur oder was auch immer spüren zu lassen, dass sie oder es eine grundlegende Würde hat, die ihr durch nichts und niemanden genommen werden kann und die es zu achten, zu respektieren gilt.

Achtung erhält ein Mensch von einem anderen Menschen, der auch Ansehen erfahren hat und das im ganz wörtlichen Sinn: einer, der von anderen gesehen, bemerkt, wertschätzend wahrgenommen wurde. Wohlwollendes Wahrnehmen führt bei Kindern zu einem guten Selbstwertgefühl, es führt zu einer guten Selbst-Achtung. Mit einem guten Selbstwertgefühl kann man vieles schaffen und bewältigen, man wird so wieder Ansehen erhalten und kann dadurch wiederum andere wohlwollend ansehen. So entsteht ein guter, ein positiver Kreislauf für die "Seele".

Diese Achtung, die in der Achtsamkeit enthalten ist, geschieht dadurch, dass ich ganz und gar bei der Tätigkeit, dem Menschen, dem Musikstück, der Blume bin, die sich mir gegenüber jetzt präsentiert. "Ein solches Achtsamsein hebt den Menschen nicht von sich und seiner Umwelt ab, sondern führt ihn vielmehr zurück zu dem Um-

fassenderen, von dem er nur ein Teil ist."¹³

Wie sich das im wahrsten Sinn des Wortes anfühlt, das haben die östlichen Religionen - bis auf einige Ausnahmen - durch ihre Sprachen und Bilder oft präziser beschreiben können als wir. Der Bezug auf das Ganze zeigt sich für die Asiaten im Atem. Im bewussten Aus - und Einatmen, der alles umgebenden Luft, realisiere ich diese Verbundenheit mit allem, was lebendig ist. Das ist weniger ein geistiger Akt, als vielmehr eine Art des "Innewerdens", weil ich nicht in die Position eines Beobachtenden von außen schlüpfte, sondern mich ganz öffne, eben inne werde, inniglich werde, mit allem Leben um mich herum. Ich stehe in diesem Akt auf einer Stufe mit allem Lebendigem. Deutlich wird damit auch: Achtsamkeit ist in fernöstlicher Vorstellung ein ganzheitlicher Akt, keine nur intellektuelle Leistung.

Das Wort Aufmerksamkeit

Achtsamkeit ist eine Haltung, die der Aufmerksamkeit idealerweise vorausgeht.

Das deutsche Wort achtsam kommt von der indogermanischen Wurzel ok. Es meint nachdenken und überlegen und betont viel stärker den Geist als die asiatische Vorstellung. Achtsam ist

¹³ Hell, Daniel, mit einem weiten Herzen... Achtsamkeit, Freiburg 2006, 18

ein Mensch, der überlegt, was geschieht und überlegt, bevor er handelt. Ein achtsamer Mensch lebt nach westlichem Verstehen sehr bewusst und er lebt im Nacheinander, auf den nächstfolgenden, potentiellen Schritt hin. In dieser westlichen Auffassung spiegelt sich zugleich unsere chronologische Zeitphilosophie wider.

Aufmerksamkeit schenke ich nach buddhistischem Verstehen, indem ich dem Objekt wie Klebstoff anhafte, es mir inniglich vertraut mache und es mir ganz und gar gegenwärtig ist. Das Ich konzentriert sich mit aller Wachsamkeit nur darauf und verweilt nur dabei. Es lässt sich von nichts Anderem in mir oder außerhalb von mir davon abbringen lassen. Die bekannte Teezeremonie ist ein ausdrucksstarkes Beispiel dafür. Es ist ein meditatives, ganzheitliche Versenken in das Objekt meiner Aufmerksamkeit. Die Asiaten verstehen Aufmerksamkeit also eher wie Achtsamkeit, nämlich mehr verbunden als getrennt von einem Objekt, das so seinen Objektcharakter als bloßes Gegenüber verliert und sie verstehen Achtsamkeit weniger kopflastig als vielmehr ganzheitlich.

Das abendländische, mystische Verständnis der Aufmerksamkeit

Es gibt aber, bei näherem Hinsehen, durchaus auch Verbindungen zum mystischen Verständnis westlicher Provenienz:

In der christlichen Tradition haben Boethius und Nikolaus von Kues, zwei große christliche Denker und Mystiker, dieses Moment totaler Aufmerksamkeit als Kontemplation verstanden und das bedeutet eigentlich Aufhebung der Zeit und kommt damit der asiatischen Vorstellung des Innewerdens sehr nahe. Aufhebung der Zeit ist nämlich kein Nichts, sondern meint Ewigkeit. Und darunter verstanden die christlichen Philosophen eben nicht, wie der Volksglaube meint, eine unendliche Verlängerung der Zukunft nach hinten, sondern "Ewigkeit ist, wenn es nicht mehr an Gegenwart fehlt" (Boethius) Ewigkeit bricht in unsere Zeit ein, wenn wir ganz im Augenblick sind, reine Präsenz oder reine Aufmerksamkeit zeigen. Deshalb hat Celan gesagt: "Aufmerksamkeit sei das natürliche Gebet der Seele".

Gegenwart ist auch die ganze Anwesenheit von mir. Wenn ich nicht anwesend bin, ist auch der Augenblick nicht anwesend. Dieser Augenblick, wo alle Gegensätze in totaler Präsenz zusammenfallen (*coincidentia oppositorum*), ist für die Philosophen göttliche Gegenwart.

In diesem Moment, den die mystischen Traditionen aller Religionen sehr ähnlich beschreiben, bildet sich ein sehr verwandtes, wohl zutiefst menschliches Urverstehen von Achtsamkeit als Haltung der Aufmerksamkeit. Benedikt benutzt hier das lateinische Wort *custodire*, d.h. wach sein, ganz aufmerksam sein, behüten, achtsam sein, bewahren.

Aufmerksamkeit für sich selbst

1. Gebot Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst

Das eigene Selbstbild klären - der Weg der Wüstenväter

Es ist bekannt, dass östliche Philosophien und Religionen eine besondere Stärke und Vielfalt darin haben, zu beschreiben, was Achtsamkeit bedeutet: Die kultivierte Praxis der Meditation und die exzellente Balance östlicher Philosophie in der Beschreibung eines ausgewogenen Zusammenspiels von Geist, Körper und Seele sowie die hohe Wertschätzung gegenüber anderen Lebewesen, all dies prägt und spiegelt in allen Lebensbereichen diese tiefe Haltung der Achtsamkeit.

Im sogenannten 8-fachen Pfad zur Vermeidung des Leids von Buddha ist der sechste Pfad die Achtsamkeit. Die Schule der Achtsamkeit beginnt aber immer bei der Achtsamkeit gegenüber dem eigenen Ich, gegenüber dem ei-

genen Körper, dem eigenen Geist und der eigenen Seele.

Weniger ist bei uns bekannt, dass auch die christliche Religion in der Tradition der Wüstenväter Haltungen lebte und formulierte, die sehr stark der buddhistischen Weise ähneln.

Die Selbstachtung ist die notwendige Voraussetzung, um andere zu achten. Das sagen uns bereits Zeugnisse sinnhafter Psychologie aus dem 4. und 5. Jahrhundert, die aber für uns 1:1 im Sinngehalt nach wie vor gelten oder immer mehr gelten und übersetzbar sind.

Die ersten Mönche, die sogenannten Wüstenmütter, genannt Ammas und Wüstenväter, genannt Appas, haben uns frühe Schriften aus besagter Zeit hinterlassen, die genau diese Thematik behandeln.

Die Achtsamkeit gegenüber der eigenen Person, die eine Grundlage der Selbsterkenntnis ist und nichts an mir aussparen will, gilt den Vätern und Müttern in der Wüste als Voraussetzung für die Selbsterkenntnis. Und da diese Menschen davon ausgingen, dass jeder durch und durch als Abbild des Göttlichen auch im Grunde gut ist, können die Eremiten aus der Wüste die Selbsterkenntnis kühn und konsequent mit der Gotteserkenntnis und damit mit dem Guten in eins setzen.

Für diese frühen Christen konnte also nichts wichtiger sein, als sich ganz und gar Selbst zu erkennen, weil sie

der tiefen Überzeugung waren, dass man keinen Weg im Leben in wirklicher Balance und Achtsamkeit gegenüber anderen wird gehen können, wenn man sich nicht zuvor völlig offen selbst angeschaut hat. Das hat nichts mit Narzissmus zu tun, sondern ist die Voraussetzung, um andere achten zu können.

"Es ist also, wie es scheint, die wichtigste von allen Erkenntnissen, sich selbst zu erkennen; denn wenn sich jemand selbst erkennt, dann wird er Gott erkennen." (Clemens v. Alexandrien)

Die Selbstachtung = die Achtung des Göttlichen = die Achtung des anderen bildet eine Gleichung. Aber wie geht das?

Um diesen Weg der Selbsterkenntnis zu finden, gingen viele in die Wüste, genauer in ihren Kellion (=Hütte); sie nahmen, modern gesagt eine "Auszeit", um völlig ungestört dieser wichtigsten Aufgabe nachgehen zu können. In der Wüste gab es nur wenige Dinge: den Rückzug von der Alltagswelt, das Studium der Schrift und die persönliche, geistliche Begleitung. Die Appas und Ammas waren reife Männer oder Frauen, die auf diesem Weg der geistlichen Erkenntnis schon weit fortgeschritten waren und anderen Suchenden dabei halfen.

Die weisen Männer und Frauen - junge oder alte - fungierten als geistliche Begleiter und sie verfügten über sogenannte Kardiognosie - das bedeutet

Herzkenntnis. Es gab hier die zeitlich begrenzte Begleitung der sogenannten Anachoreten oder die Gruppe derjenigen, die diesen Weg lebenslang als Koinobiten beschritten. Der Anachoret wählt seine Begleitung frei aus. Man lernte einfach durch Mitleben.

Das Menschenbild der Wüstenväter - wie war das?

Offen sein war eine ganz wichtige Grundhaltung bei den Wüstenvätern und es bedeutete, dass es keine Tabus geben durfte. Zunächst muss oder soll alles ganz ausgebreitet werden; alle Sehnsüchte, Wünsche, schlechten Gefühle, egal in welchem Bereich und wie sie auch seien. Der Mensch muss sich mit allen seinen Gedanken (Logimoi), mit allen "Dämonen und allen Lastern" auseinandersetzen. Ethymologisch hat Laster nämlich nichts mit Last oder Belastung, sondern mit Leiden zu tun, nämlich ein Leiden daran, nicht frei entscheiden zu können. Der Begriff der Sünde ist deshalb nach Ansicht der Wüstenweisen fehl am Platz, weil der Mensch in einer Art "Verfangensein" handelt, die nicht mehr jener freien Entscheidung des Willens unterliegen, die eine notwendige Voraussetzung des Sündigseinkönnens ist." (Bäumer, 76)

Es ging nicht darum, etwas intellektuell zu bewältigen, sondern darum, das eigene Verlangen, die eigenen Wünsche ernst zu nehmen, weil sie unwi-

derrufflich in mir da sind. Es ging nicht um Bewertung, sondern darum, zunächst allem auf den Grund zu kommen. Alles, was ist, darf erst mal sein. Theodor von Pherene: "Keine andere Tugend ist wie diese, niemanden verachten" (Bäumer,69)

Dieses Kommen - Lassen aller Gefühle, Gedanken, drücken die Alten als Angriff des Dämons aus, bei dem es unbedingt auszuharren gilt. Die Begleitung hilft dabei, ausharren zu können, sich dem stellen zu können, was sich meldet und nichts zu verdrängen. Der Begriff der Sünde, des Lasters gebrauchen die Väter und Mütter fast nie, weil sie der Meinung sind, dass man aus Gottes Geist nicht fallen kann, egal was passiert. Und deshalb ist geistliche Führung auch möglich, weil der Mensch als Geschöpf Gottes im Tiefsten gut ist und es deshalb eigentlich auch sein will.

Der Weg zur Kardiognosis - gnoti se auton - erkenne Dich selbst

Das Ziel der Selbsterkenntnis ist nicht, einem moralisch fixen Standardbild zu entsprechen, sondern jeder Mensch muss den für ihn oder sie selbst bestimmten Weg finden und gehen. Es geht um einen mystischen Weg des Einswerdens mit Gott, nicht um Erfüllung moralischer Standards.

Deutlich wird dies daran, dass der Begleiter, verschiedenen Menschen auf die selben Fragen durchaus nicht Gleiches,

sondern Unterschiedliches antwortet.

Es geht zuerst um das Trösten, dann um das Ermutigen, aber nicht um das Verurteilen. Cassian sagt genau dagegen: dass aus der Verurteilung eines Menschen erst Unfriede im eigenen Herzen erwächst und dann Unfrieden mit anderen.

Behutsam, in einem längeren Weg gilt es zur eigenen Wahrheit und Selbsterkenntnis zu führen und den Weg zu beschreiten, der für mich allein der rechte ist.

Die Väter und Mütter weigerten sich auch strikt, Entscheidungen für die Suchenden zu treffen oder etwas von außen zu raten. Es geht darum, den Weg der Selbsterkenntnis zu fördern, denn, so die Meinung, Gott kann nichts wollen, was mir zutiefst zuwider ist oder was ich noch nicht zu leisten vermag.

Die Mäeutik, die sogenannte Hebammenkunst des Sokrates, geht von einer ganz ähnlichen Voraussetzung aus. Sie beruht ja auf der Grundannahme, dass die Wahrheit in der angeborenen Vernunft eines jeden Menschen bereit liegt und nur an Licht gebracht werden muss; der Mensch wird von dem entbunden, was in ihm angelegt ist. Das Ziel ist eu zen, also gut zu leben und die Anlage steckt in jedem Menschen.

Es geht also um eine differenzierte Selbstwahrnehmung: wie ist etwas, wie kam es zustande. Die Wüstenväter

raten, der Entstehung von Gedanken, Gefühlen und Handlungen sehr genau nachzugehen, nur so kann ich auch damit umgehen.

Es geht nicht um Rezepte, sondern um die Eröffnung eigener Erfahrungsräume. Wer die Dinge bis zum Ende fühlt, ihnen nachgeht, kommt selbst auf den eigenen Ich-gemäßen Weg, der dann, nach Ansicht der Alten, immer gottgefällig und achtsam ist.

Wichtig ist, dass die Selbstachtsamkeit keine Ablenkung duldet, weil die Ablenkung ein Ausweichen vor sich ist. Dieses Achten auf sich steht über allem und ist die Voraussetzung sich und somit alles andere in Ordnung zu bringen:

"Geh und iss, trinke und schlafe und arbeite nicht, nur verlass dein Kellion nicht! Er wusste nämlich, dass das Ausharren im Kellion den Mönch in seine rechte Ordnung bringt" (Lebenskunst, 50).

"Achte auf Deine Seele.." meint Benedikt, dann achtest Du auch auf Deine Mitbrüder (RB, 31,8).

Aufmerksamkeit für meine Mitmenschen

1. Gebot Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst

Wer auf die eigenen Regungen, Bedürfnisse, Ängste achtet, hat auch und erst dann ein Gespür für die Sehnsüchte, Ängste seiner Mitmenschen. Wer aber über sich selbst hinwegfegt,

hat kein Gespür, keine wirkliche Aufmerksamkeit und somit keine wirkliche Beziehung mehr zu seinen Mitmenschen.

Achtsamkeit für die Mitmenschen bedeutet, dass ich ganz beim anderen bin und nicht von anderen Dingen besetzt oder abgelenkt werde.

Menschen spüren sehr deutlich, ob ich ihnen gegenüber nur geteilt aufmerksam bin oder schon beim nächsten Meeting, beim nächsten Event oder zu Hause bei irgendeiner Sache bin. Der Klebstoff, die Achtsamkeit ist spürbar weg und damit sofort die wertschätzende Wirkung, die aber wichtig ist für gelungene Beziehungen und ein gutes soziales Klima.

Zwei Haltungen sind es, die uns achtsam mit anderen umgehen lassen und die sich erst einstellen, nachdem ich mich ehrlich mit mir auseinandergesetzt habe.

Demütig sein ist für den Abt Benedikt das Ergebnis ehrlicher Selbstachtung. Es ist das Ergebnis, sich der eigenen "Menschlichkeit und Erdhaftigkeit" gestellt zu haben, die mich langmütiger auf die Menschlichkeit, Zerbrechlichkeit = fragilitas Andersartigkeit anderer wird reagieren lassen. (Wecken, 85)

Demut ist nach Benedikt der Mut, in seine Menschlichkeit, in die eigenen Schatten hinabzusteigen. (ebd., 21) Sie bewahrt mich davor, den anderen nicht offen und achtsam zu begegnen,

weil ich dauernd mit meinem Groll über das befasst bin, was mich an der Lage oder am Gegenüber aufregt. Ich bin dann nicht beim anderen, sondern bei meinen ungeklärten Emotionen.

Ganz wichtig ist für Benedikt, dass wir der Fassungskraft eines jeden gerecht werden. Wir sollen nicht alle gleich behandeln, sondern, dem je eigenen Vermögen eines jeden Menschen gerecht werden und nicht alle über einen Kamm scheren. (RB 2,31-36)

Die Aufmerksamkeit muss anderen gegenüber verschiedenartig und auch verschieden intensiv ausfallen.

Zu dieser Haltung passt die *discretio*, die Gabe der Unterscheidung. Eine Voraussetzung oder ein Zeichen der *discretio* ist das Miteinander-Sprechen und sich aussprechen, das Wirkliche sich Begegnen, denn nur wenn ich viele Informationen habe, kann ich auch abwägen und unterscheiden (RB, 130) und einem jeden die Achtung und Achtsamkeit schenken, die seiner persönlichen Würde auch gerecht wird.

Für den Meister der Achtsamkeit Thich Nhat Hanh ist sie die Voraussetzung zu lieben oder umgekehrt, Aufmerksamkeit ist ein Anzeichen für wahre Liebe im Sinne wirklicher Wertschätzung. Er sagt "Der erste Schritt besteht darin, selbst gegenwärtig zu sein, der zweite Schritt, der Gegenwart des anderen gewahr zu werden. Zu lieben heißt, präsent zu sein; geliebt zu werden bedeutet, von einem anderen Menschen wirklich wahrgenommen zu

werden." (16) "alles, was man nach Hanh achtsam tut, ist für ihn Meditation. "Wir müssen vollkommen anwesend und aufmerksam sein, unser Gegenüber wahrnehmen und tief in diesen Menschen hineinschauen." (11)

Es gibt eine biblische Geschichte, die wunderbar erzählt, wie man ganz achtsam und aufmerksam ist und dadurch einem Menschen wirklich Achtung und Ansehen gibt. Beides richtet den Menschen im wahrsten Sinn des Wortes auf:

In Lk 13, 11-15 wird die Geschichte von einer Frau erzählt, die seit 18 Jahren so zusammengekrümmt ist, dass Sie sich nicht mehr selbst ganz (panthes) aufrichten kann. Die Schultern hängen, der Kopf hängt, der Blick ist auf den Boden gerichtet (Niedrige, i.U, zur Weite, Freiheit) Es ist das Bild für den unterdrückten, beeinträchtigten Menschen. (Grün, Jesus- Bild des Menschen, Evangelium nach Lukas, Stuttgart 2001,39ff) Der Text spricht von einer Heilung. Jesus macht vier Schritte:

1. Hinwenden und Ansehen (geben): Er wendet sich zu und sieht sie an.

2. Ansprechen: (*prosphono*), jemanden persönlich - beim Namen - anreden.

3. Berühren: Durch das persönliche Ansprechen und die Berührung Jesu, ist die Frau berührt, sie hebt den Kopf und kann sich durch die Zuwendung selbst aufrichten (*anortho*).

4. Aufrichten und Lobpreisen: Sie preist Gott, dass sie sich durch die Zuwendung aufgerichtet hat. Die Frau hat durch die Achtsamkeit und Aufmerksamkeit Jesu wieder ihre Würde bekommen, ist wieder in der Dorfgemeinschaft und kann die Welt wieder mit ganzem Blick wahrnehmen. Das gibt ihr ihre Würde, Ansehen und ihre Selbst-Achtung.

Die Frau wird nicht zurechtgerückt, sondern sie kann sich durch die völlige Zuwendung, und das ist das Entscheidende, selbst wieder aufrichten und ins Leben finden. Achtsamkeit und Aufmerksamkeit stärken andere, um im Bild zu sein, den Rücken so, dass sie selbst wieder zu Ansehen kommen und anderen Ansehen geben können. Achtsamkeit in einer ganzheitlichen Art und Weise ist eine Haltung, die insgesamt im Dasein ausgeprägt wer -

den muss; sie gilt allem. Sie ist die Voraussetzung für Aufmerksamkeit und Wertschätzung meiner Mitmenschen und gegenüber der gesamten Schöpfung. Um diese Aufmerksamkeit wirklich anderen schenken zu können, gehen alle wichtigen Philosophien und Religionen davon aus, dass ich mich zunächst und immer selbst achten muss. Das Gebot der Nächstenliebe fußt auf dem Gebot der Eigenliebe. Die Wüstenväter lehren dies bis heute und weitaus früher als alle Psychologie. Die Einsicht in meine eigene Zerbrechlichkeit macht mich achtsamer im Umgang mit der Eigenart und den Problemen oder Fehlern von anderen Menschen. Selbstverachtung führt auch immer zur Verachtung anderer Menschen, Selbstachtung führt umgekehrt zur Achtung anderer Lebewesen.

Literatur:

Regina Bäumer, Michael, Plattig, Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele. Geistliche Begleitung in der Zeit der Wüstenväter und der person-zentrierte Ansatz nach Carl R. Rogers - eine Seelenverwandtschaft ?!, (Diss.) Würzburg 1998

Thich Nhat Hanh, Liebe heißt, mit wachem Herzen leben. Der Weg zu sich selbst und zu anderen, Freiburg 2006.

G. und T. Sartory (Hrsg.), Lebenshilfe aus der Wüste. Die alten Mönchsväter als Therapeuten, Freiburg, 1980

Gertrude und Thomas Sartory, Die Meister des Weges in den großen Weltreligionen, Freiburg 1981

Anselm Grün OSB, Menschen führen, Leben wecken, Münsterschwarzach (5) 2003.

Ders., das Evangelium nach Lukas, Stuttgart 2001.

Hartmut von Hentig, Ach, die Werte, München 2001.

André Comte-Sponville, Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte, Hamburg 1996.

Die Benediktsregel, Düsseldorf/Zürich (5) 2000.

Michael Krämer

"Im Spiegel ist Sonntag"

Eine eschatologisch motivierte Gedichtinterpretation

Für Wolfgang Wieland

Vorbemerkung

Als ich vor mehr als dreißig Jahren das germanistische Gutachten zu meiner Dissertation las, war der einzige angemerkte Mangel, dass ein Gedicht von Paul Celan zwar mehrfach zitiert, jedoch nirgendwo durchgängig interpretiert worden sei. Ich wusste das. Und hatte es deswegen nicht vollständig interpretiert, weil ich es damals noch nicht verstanden hatte.

Heute glaube ich, etwas von dem Text verstanden zu haben. Deswegen stelle ich hier diese Interpretation vor, die zutiefst theologische Implikationen hat. Die eschatologische Ausrichtung, die sich zum einen aus dem Gedicht selbst ergibt und zum andern aus der Stellung des Gedichts im Kontext des entsprechenden Gedichtbandes, hat mich veranlasst, diese Interpretation als Gruß und zum Abschied für Wolfgang Wieland zu schreiben.

1. Herbst

Corona

*Aus der Hand frißt mir der Herbst
sein Blatt: wir sind Freunde.
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen
und lehren sie gehen:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.*

*Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.*

*Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht
der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,
wir lieben einander wie Mohn und
Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.*

*Wir stehen umschlungen im Fenster,
sie sehen uns zu von der Straße:*

*es ist Zeit, dass man weiß!
Es ist Zeit, daß der Stein sich zu blü-
hen bequemt,
daß der Unrast ein Herz schlägt.
Es ist Zeit, daß es Zeit wird.*

Es ist Zeit.

Paul Celan, Mohn und Gedächtnis

Entstanden ist dieser Text in Wien 1946, nach dem Krieg, als Celan dort eine Weile gelebt hat. Im Band "Mohn und Gedächtnis" steht er zwischen zwei gänzlich anderen Gedichten, zwischen "Spät und tief" und der bekannten "Todesfuge". Darüber wird noch zu sprechen sein. Das Gedicht hatte schon im dann eingestampften Band "Der Sand aus den Urnen" seinen Ort an dieser Stelle, nur hieß damals "Spät und tief" noch "Deukalion und Pyrrha", und auch das Ende dieses Gedichtes war anders, als es dann in "Mohn und Gedächtnis" zu finden war.

Der Titel wird noch zum Thema werden, schon er ist vieldeutig genug. Zunächst jedoch soll es um die Sätze des Gedichtes gehen.

*Aus der Hand frißt mir der Herbst
sein Blatt: wir sind Freunde.
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen
und lehren sie gehen:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.*

Die Hand und das Blatt, das Ich und der Herbst - das sind die Ausgangskonstellationen des Gedichtes. Und wenn hier von Mehrdeutigkeit die Rede war, dann trifft das auf die Wörter dieser Sätze erst recht zu.

Im Wortfeld Herbst spricht das Wort Blatt vom Ende des Sommers, vom Ende des Lebens. Im Zusammenhang mit Hand und aufgrund der Tatsache, dass es sich hier um ein Gedicht handelt, ist das Blatt gleichermaßen ein Blatt Papier, womöglich jenes, auf dem dieser Text steht.

Wer mir aus der Hand frisst, ist von mir abhängig. Und doch wird hier behauptet, das Ich und der Herbst seien Freunde. Dass es sich offensichtlich doch um eine Gleichrangigkeit handelt, liegt daran, dass es sein Blatt, das Blatt des Herbstes ist. Der Herbst hat in der frühen Lyrik Celans eine bestimmte Bedeutung: Er signalisiert nicht nur das Ende und die Erntezeit des Jahres, den beginnenden Tod der Natur, sondern er wird bei Celan zur Chiffre für das Ende der Geschichte. Insofern nimmt Corona hier ein Motiv des vorausgehenden Gedichtes auf, das schon im Titel sich "Spät und Tief" in der Geschichte stehen oder, um den älteren Titel zu zitieren, das sich wie Deukalion und Pyrrha einem Ende der Menschheit, vielleicht in der alten Fassung auch einem neuen Anfang, ausgesetzt sieht.

Das genau ist auch die Situation des Ichs in diesem Gedicht. Auf dieser Basis muss ein neuer Anfang her, muss sich die Zeit beschleunigen. Um im Bild des Herbstes zu bleiben: Es gilt, die Zeit aus den Nüssen zu schälen, es gilt, die Zeit gehen zu lehren. Auch mit Walter Benjamin ließe sich sprechen: Es gälte den Engel der Geschichte umzudrehen, dass er in die Zukunft schaut. Aber wie dieser Engel aufgrund des Windes, der aus der Vergangenheit weht, sich nicht wenden kann, so lässt sich auch hier im und vom Gedicht die Zeit nicht beschleunigen: Sie kehrt zurück in die Schale.

Dennoch gibt das Gedicht nicht auf und produziert einen merkwürdigen Dreisatz:

*Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.*

Erreichen ließ sich der Sonntag wohl nicht durch die Beschleunigung der Zeit. Denn der Sonntag ist ja ein merkwürdiger Tag: Er überschreitet den Shabath, Er überschreitet damit auch die Schöpfung, er wäre, falls er denn real da wäre, Zeit gewordene Transzendenz oder theologisch gesprochen: Er wäre die wahrgewordene Immanenz der Transzendenz. Aber das ist eben nur im Spiegel da. Weil nun schon Geschichte die Rede war, von Zeit, die sich dem Ende zuneigt, ist

die wohl einzige Möglichkeit, diese Zeit als Spiegel zu verstehen, in der der Sonntag sichtbar da ist.

Auch hier bezieht sich das Gedicht Corona auf das vorausgehende "Spät und tief": Angesichts der geschichtlichen Katastrophen, die das 20. Jahrhundert bereit hielt und die in Deutschland im Genozid an den Juden kulminierte, gibt es nur einen gangbaren Weg: "Es komme ein Mensch aus dem Grabe." Das wäre Ostern, das wäre, auch das, Sonntag.

In der älteren Fassung "Deukalion und Pyrrha" kennt das Gedicht diese Form der Transzendenz noch nicht, da endet es ganz immanent mit einer Hoffnung auf den neuen Menschen des Sozialismus: "Es komme der Mensch mit der Nelke."

Während es in "Spät und tief" heißt:

*wir schwören sie laut von den Dächern
des traumlosen Schlafes*

gemeint sind "die heiligen Schwüre des Sandes" (vgl. Der Sand aus den Urnen), wird hier angesichts des sich spiegelnden Sonntags im Traum geschlafen. Auch das ist polyvalent: Ein Traum, in dem geschlafen wird, zeigt zum einen ein letztes Zur-Ruhe-Kommen ("Die Zeit kehrt zurück in die Schale") macht aber auch deutlich, dass Träume vielleicht nicht mehr notwendig sind. Und das nicht zuletzt deswegen auch, weil die Sprache end-

lich zu dem gekommen ist, wozu sie da ist: "Der Mund redet wahr." "Und so musste meine Sprache hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede" (Bremer Rede). Das sagt Celan 10 Jahre später. Und "Spät und tief beginnt: "Boshaft wie goldene Rede..."

Es handelt sich hier also ausdrücklich nicht um Propaganda, biblisch gesprochen "falsche Prophetie", sondern um Wahr-Sagen.

Die Frage bleibt, nach der Erfahrung der nicht zu beschleunigenden Zeit, woher das Gedicht seine Kraft zum "Dennoch" nimmt. Es nimmt sie aus einer Erfahrung des "Ich".

*Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht
der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,
wir lieben einander wie Mohn und
Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.*

An dieser Stelle beginnt ein neuer Anlauf in Form eines Liebesgedichtes. Die Sprache der Liebe scheint das zu sein, was die Beschleunigung der Zeit und den Anbruch des Sonntags herbeiführen soll. Es beginnt mit Begegnung: Auge des Ich und Geschlecht der Ge-

liebten: Es stellt sich da die Frage, was das Gemeinsame beider ist, dass sie sich ansehen können. Zum einen dürften beide Pars pro Toto stehen, zum andern aber dürfte es die Form beider sein, die sie aufeinander bezieht: die Mandelform, die auch in späteren Gedichten Celans dem Auge korrespondiert (vgl. Mandorla) und zugleich auf Transzendenz wie auf Jüdisches verweist. Dabei dürfte das "Ansehen" verwandt sein mit dem biblischen "Erkennen".

Mit den folgenden Versen verweist das Gedicht dann über die Sprache der Liebe auf die eigene Sprache: Was das Wir sprechend vollzieht (Dunkles zu sagen), benennt das Gedicht als zunächst eher dunkle Metapher: Mohn und Gedächtnis - zugleich Titel des gesamten Bandes - das sind Konkretum und Abstraktum, sind Rausch, also Verlieren, und Bewahren. Auch Wein und Muschel haben die Bedeutung von Rausch und Behältnis, zugleich stehen sie aber auch für Genuss und Erotik, für Kultur und Natur. Mit den Muscheln kommt auch das Meer assoziativ ins Spiel, und so wird denn als Vergleich für das Miteinander der Liebenden das Verhältnis von Mond und Meer genommen, in dem der Mond dem Meer ein Sich-Heben und -Senken als Flut und Ebbe bewirkt.

Dass es sich dabei keineswegs um eine romantische Metapher handelt, zeigt das Wort "Blutstrahl": Gemeinhin wird

dem Mond ja ein Silberstrahl zugeordnet, und dann meint dieser Strahl das Strahlen des Mondes. Das Wort Blutstrahl ist jedoch höchst ambivalent: Neben dem Strahlen meint es eben auch den wirklichen Blutstrahl, der auf Verletzung und Tod und vom Wort Blut her auch auf Seele und Leben verweist, der zeigt, dass Liebe immer etwas mit Blut zu tun hat, nicht nur mit der Psyche, der Luftseele, sondern auch mit dem Thymos, der Blutseele.

Nachdem das Gedicht durch diese dreifach sich steigernde Metaphorik hindurch gegangen ist, nachdem die Sprache der Liebe im Gedicht ihren Ort gefunden hat mit Geheimnis, Leben und Tod, mit allem Vergessen und Erinnern, macht sich das Wir in seiner Liebe öffentlich: Dass sie sich umschlungen ins Fenster stellen, dass das Innerste der Straße also dem Publikum geöffnet wird, hat allein den Grund, diese Liebe öffentlich wirksam werden zu lassen:

*es ist Zeit, daß man weiß!
Es ist Zeit, daß der Stein sich zu blühen bequemt,
daß der Unrast ein Herz schlägt.
Es ist Zeit, daß es Zeit wird.*

Es ist Zeit.

"Man" - das ist das Sie von der Straße. Und das Wissen ist kein zielloses Wis-

sen, es soll eben jene Wirkung haben "dass der Stein sich zu blühen bequemt", dass also Anorganisches lebendig wird (wobei aus dem "sich bequemen" ein gehöriges Maß an Ungeduld spricht), verhaltener schon der nächste Satz: dass der Unrast ein Herz schlägt.

Bei der Vielbelesenheit Celans dürfte es nicht falsch sein, hier eine Anspielung zu vermuten: "Unruhig ist mein Herz, bis es ruht in dir..." (Augustinus, Confessiones). Allerdings gibt es einen wesentlichen Unterschied: Bei Augustinus ist das Herz des Menschen unruhig, hier soll der Unrast gerade ein Herz schlagen. Celans Denken und Sprechen ist zwar immer wieder theologisch motiviert. Doch nutzt er theologische Motive um vom Menschen und seiner Welt zu sprechen. Das Gedicht evoziert hier eine Heimat des Menschen beim Menschen.

Gleichzeitig weiß das Gedicht, dass es selbst die Heimat nicht herstellen kann, dass es allenfalls sprachlich Steine in Blumen zu verwandeln vermag. Und so beharrt es, gleichermaßen trotzig und resigniert auf der Aussage, dass es Zeit ist, dass es Zeit wird, dass also das Drängende der Zeit spürbar wird, dass die Zeit zu gehen lernt, aber "die Zeit kehrt zurück in die Schale": So auch das Gedicht, es weiß das es soweit ist mit der Zeit und vermag (s.o.) doch nicht die Zeit her-

zustellen, sondern nur zu bezeugen, dass jetzt etwas an der Zeit ist, dass die Zeit jetzt da ist. Formal zeigt sich dabei, dass die Zeit in die Schale zurück kehrt, dass sie sich nicht gehen lehren lässt, nicht einmal durch die Liebe.

Das hat auch die Adressatin, der Celan das Gedicht im Widmungsexemplar durch ein "f.d." (= für dich) handschriftlich zugeeignet hat, Ingeborg Bachmann, gemerkt und darauf in einem Antwortgedicht reagiert (vgl. zu diesem Zusammenhang das aufschlussreiche Buch von Bernhard Böschenstein und Sigrid Weigel, Ingeborg Bachmann und Paul Celan, Poetische Korrespondenzen, Frankfurt 2000). Unkommentiert seien hier ein paar Zeilen aus dem Korrespondenz-Gedicht Bachmanns wiedergegeben:

*Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand,
er steigt um ihr wehendes Haar,
er fällt ihr ins Wort,
er befiehlt ihr zu schweigen,
er findet sie sterblich
und willig dem Abschied
nach jeder Umarmung.*

*Ingeborg Bachmann
Die gestundete Zeit*

Kranz, Krone und Kreis sind die Bedeutung des Wortes Corona, und zugleich ist es auch ein Name, ein Name für eine Frau, der dieser Ge-

dichtkranz keine Krone, sondern ein Erschrecken und ein Abschied war.

2. Haltepunkte oder: Vom Schon und Noch Nicht

Der Titel des Gedichtes spiegelt die Polyvalenz des gesamten Gedichtes wieder: Kranz, Krone bedeutet es im Lateinischen und verweist damit auf jene spätere "Krone, rot, vom Purpurwort, das wir sangen..." (Psalm), die zum Zeichen der absurden Majestät des Menschlichen (Büchnerpreisrede) wird - auch das eine Anspielung auf die durch Leiden gegangene Sprache.

Im Italienischen hat das Wort auch die Bedeutung "Fermate", (musikalischer) Haltepunkt. Und auch diese Bedeutung nimmt Celan in einem späteren Gedicht wieder auf (vgl. die Hinweise in der Tübinger Ausgabe Celans).

Diese letzte Bedeutung gäbe dem Ende des Gedichtes: "Es ist Zeit" eine weitere Bedeutung: Wenn auch das Gedicht - wie Literatur und Kunst insgesamt - jene Heimat des Menschen ("die jedem in die Kindheit scheint, worin aber noch niemand war" Bloch, Ende des "Prinzip Hoffnung") nicht herzustellen vermag, so hält es doch den Ton, der darauf besteht, dass da noch etwas aussteht.

In Celans Corona-Gedicht ist es das Schon der Liebe und das Noch-Nicht

ihrer irdischen wie geschichtlichen Erfüllung. Gespeist ist der Wunsch, das Noch-Nicht aufzuheben nicht allein aus der Erfahrung des Schon, sondern zugleich aus der Erfahrung herbstlicher Geschichte, jenes "Spät und tief" eben, von dem das vorausgehende Gedicht spricht.

Ein doppelter Impuls also ist es, der das Noch-Nicht zum Jetzt befördern will: Die Erfahrung eines Schon und das Leid, der Schrecken, der unter dem noch nicht sich ereignet.

Das Motiv des Schon und Noch-Nicht stammt aus der jüdisch-christlichen messianisch-eschatologischen Theologie. Vielleicht kann theologisches Sprechen heute, und damit auch theologische Erwachsenenbildung, etwas lernen von diesem Gedicht und seiner Sprache:

Dass es gilt Momente des Schon zu finden und zu beschreiben, um die Tatsache des Noch-Nicht als schmerzhaftes Defizit wieder erfahrbar werden zu lassen.

Und dass es notwendig ist, den Leiden unter der Herrschaft des Noch-Nicht nachzuspüren und sie offenbar zu machen, damit die Sehnsucht nach dem Ausstehenden wachgehalten wird, damit das Ausstehende zu etwas mit Notwendigkeit Kommendem wird.

Das ist die Fermate, der Haltepunkt: Sonntag. "Es ist Zeit".

"Es ist Zeit" heißt auch es ist geschichtliche Zeit. Immer noch und in den letzten Jahren vermehrt war von Posthistoire die Rede. Manche Philosophen sprechen davon, dass wir einer eher geschichtslosen Zeit entgegengehen bzw. schon längst darin leben. Hegel sei längst überholt oder aufgehoben - auch das noch im Hegelschen Sinne.

Ich bin mir nicht so sicher, ob nach der Shoah rechtens über Posthistoire zu sprechen ist, ich weiß nicht, ob die Leiden der Ermordeten und Beschädigten, die Erinnerung daran, ob dies alles nicht das Denken von Geschichte unabdingbar macht. Und bin mir recht sicher, dass wir dem gegenwärtigen Terror von Zukunftswüstlingen nur mit Erinnerung begegnen können.

Eine Religion, die die Memoria Passionis im Zentrum hat, kommt um dieses Erinnern nicht herum. Und eine Kultur, die sich zu großen Teilen dieser Religion verdankt, wird wohl ohne diese Memoria zukunftslos.

Paul Schlegl

Gemeinde - geht noch was?

Ein paar Erfahrungen mit und Überlegungen zu neuen Lernorten - in Verbindung mit dankbaren Blicken auf die Ära Dr. Wolfgang Wieland

Als ich in 2006 die Möglichkeit erhielt, bei einem neuen KBE-Bundesprojekt zum Thema "Lebens-wert? - Lernort Gemeinde" mitzumachen, spürte ich einerseits den Reiz, Neues auszuprobieren, und gleichzeitig umschlich mich das Gefühl von Skepsis: Gemeinde(n) im Abwärtstrend - geht da überhaupt noch was? Biblisch-theologische Grundlegungen und Visionen zum Gemeindeleben fordern auch heute heraus -vielleicht sogar heute erst recht-, aber die religionssoziologischen Befunde ernüchtern gewaltig und finden Entsprechung in den Erfahrungen in der Erwachsenenbildung: Mühsal bestimmt die Gegenwart vieler verfassender Gemeinden und Seelsorgeeinheiten!

Aufgeben oder sich vom Acker machen ist unangemessen. Verharren in immer gleicher Optik, Handlung und Struktur lähmt und tötet. Die Anstöße des KBE-Bundesprojekts¹⁴ ermöglich(t)en neue

Sichtweisen und setz(t)en Energie frei für neue Kreativität:

- Gemeinde - sie ist vielgestaltig: kirchlich, bürgerlich, der Ort, das Dorf, der Stadtteil, in dem die Menschen leben... Die (alte) Gemeinwesenorientierung ist auch relevant für die Erwachsenenbildung. In den sozialen Räumen und Lebenswelten zeigen sich die Themen, Anliegen, Lebensäußerungen der Bevölkerung und einzelner Gruppen.
- Lernorte gibt's viele. - Neue Blicke erweitern einseitige (und teilweise überkommene) Erwachsenenbildungs-Orte: Stadtteil-/Dorftreffpunkte, Kneipen, Künstlerateliers, Museen, Fabriken, Werkstätten,

die wissenschaftliche Grundlegung und die generellen Gesichtspunkte des Projekts "Lebens-wert - Lernort Gemeinde", das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird, informieren will, möge die Homepage der Katholischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE) aufsuchen: www.kbe-bonn.de. In Reutlingen bilden Sabine Jäger-Renner und Paul Schlegl als Tandem die Projektleitung. Das Projekt dauert bis Mitte 2008.

¹⁴ Dieser Beitrag ist eher als persönliche Betrachtung und als Kommentar verfasst. Wer sich über

Einrichtungen, zentrale Plätze, Gärten, Parks usw. ... Wenn sich Bildungskonzepte und -formen öffnen, kommen mehr Lernorte ins Bewusstsein und bilden eine willkommene Ergänzung zu Gemeindezentren, Kirchen, Bildungshäusern.

- Lebenswert: Was ist wichtig und wertvoll? Eine sehr persönliche Fragestellung, die aber auch auf das gemeindliche Umfeld hin diskutiert werden kann: Wie kann unser Ort, unsere Gemeinde lebenswerter werden? Im Bundesprojekt zeigt sich, dass manche sich eher durch Engagement, im praktischen Handeln mit dieser Frage auseinander setzen wollen, andere zunächst eher durch theoretische Reflexion.

Zwei Projektansätze bestimmen in Reutlingen unser Vorgehen:

In einem Stadtteil haben wir mit großem Werbeaufwand die Bevölkerung generell angesprochen und zunächst zu Schnuppertreffen eingeladen, bei denen persönliche Werte und Anliegen in Bezug gesetzt wurden zur Stadtteilentwicklung. Dabei sind wir vernetzt vorgegangen, d.h. wir stehen im Kontakt mit verschiedenen relevanten Institutionen, u.a. mit der evangelischen und der katholischen Gemeinde. Die Anfangsphase und die sich anschließenden Schritte brauchten viel Zeit, denn die sich einfindenden Personen wollten erst mal beobachten

und testen. Die globale Fragestellung (Werte und Stadtteilgestaltung) war für viele abstrakt und ungewöhnlich. Ein Intensivwochenende in einer Bildungsstätte trug stark zur persönlichen Kommunikation und Vertrauensbildung bei. Allmählich bildete sich eine 10- bis 15köpfige Kerngruppe heraus, von der einige stadtteilorientierte Teilprojekte mit weiteren Mitwirkenden ausgehen: Eine Familieninitiative, ein interkulturelles Gartenprojekt und andere Begegnungsaktionen. Gemeinsames Lernen und Handeln sind in der Kern- und in den Teilgruppen gekoppelt.

Auf Stadtebene mit Wirkung ins Umland ist ein zweiter Projektversuch "Treffpunkt LebensART" angesiedelt. Eingeladen sind Familien/Alleinerziehende, Paare/Singles, Frauen/Männer. Dieses Angebot soll ermöglichen, dass Kontakte geknüpft, Interessensgemeinschaften gefunden und Beziehungsnetze gepflegt werden können. Gemeindebildung in ungewöhnlicher Form ist also ein Leitgedanke dieses Treffpunkts. In einer gut besuchten Auftaktveranstaltung präsentierten "Künstler und Lebenskünstler kulturelle und kulinarische Häppchen". Die niederschweligen Folgetreffen laden zu gemeinsamen Unternehmungen und zur Diskussion von unterschiedlich akzentuierten Lebensgestaltungs-Themen ein. Spannend wird sein zu beo-

bachten, welche (Lern-) Initiativen von LebensART ausgehen werden.

Dr. Wolfgang Wieland verabschiedet sich in den Ruhestand. Er wird sehr fehlen in der Diözese, im Diözesanbildungswerk,

- weil er durch die vielen Jahre hindurch immer wieder intensive (theologische) Reflexionen angestoßen hat,
- weil er theoretische Ansprüche in konkrete, sehr interessante Bildungsprojekte umzusetzen wusste,
- weil er in der langen Zeit durch seine menschlich zugewandte Präsenz für wertvolle Kontinuität gesorgt hat,
- weil ihm menschliche, christliche Atmosphäre immer ein zentrales Anliegen war.

"Lebens-wert - Lernort Gemeinde" - beim Draufschauen auf dieses Bundesprojekt am Standort Reutlingen kann ich viele geistige Entsprechungen zu Wolfgang Wieland entdecken und ihn in manchem als wichtigen kollegialen Impulsgeber identifizieren.

Eine rote Linie sehe ich in seiner ganzheitlichen Art, Theologe zu sein und Theologie zu betreiben:

- Als junger EB-Kollege, der in der zweiten Hälfte der 80er Jahre in seine Tätigkeit einzuführen war, lernte ich ihn in den damals neuartigen Bibliodrama-Wochenenden und in Kursabschnitten seiner Bi-

belkurse kennen. Beeindruckt hat mich bei ihm immer die intensive Verbindung zwischen erfahrungsorientiertem Lernen und theologischer Reflexion.

- Er war bzw. ist ein vehementer Streiter und Diskutant für die "Unbrauchbarkeit Gottes". Gott zu verzwecken, ihn vor den Karren menschlicher Angelegenheiten und Zuständigkeiten zu sperren ist ihm zutiefst zuwider und Ausdruck von Gottesferne. Er mag nicht die vorgefertigten Antworten auf Scheinfragen, sondern er will wirklich fragen - und wohl auch ahnen und vertrauen.
- Sehend, dass kirchliche Sprache und Rhetorik zunehmend auf Grenzen stoßen, blieb er nicht (beleidigt) bei den alten Formeln stehen, sondern suchte beispielsweise unter dem Leitgedanken "Religion und..." neue implizite Bezüge zu menschlichen Erfahrungswelten (Religion und Literatur, Religion und Kunst, Religion und Erziehung ...).
- Er war vor Ort präsent. Wenn man ihn rief, kam er, und er hatte unsere Vor-Ort-Arbeit im Blick, gab wertvolle Rückmeldungen, Anregungen und Tipps. Und auch diese Haltung hatte "konzeptionellen Tiefgang": Schauen was die Menschen bewegt, was sie für Fragen haben und sich damit ernsthaft beschäftigen.

Wolfgang Wielands lebendiges zukunftsorientiertes Suchen hat große Nähe zum Lebenswert-Lernort-Gemeinde-Projekt, das auch als Suchbewegung im Feld kirchlicher Erwachsenenbildung gesehen werden kann.

Die Beschäftigung mit Werten, die Suche nach Sinn und nach Glück sind deutlich sichtbare, oft auch versteckte Inhalte von Lernbestrebungen in der Gegenwart.

Ein weiteres Anliegen vieler Menschen ist, Lernen zu entgrenzen. Es herauszuholen aus dem Touch schulischer Bevormundung, aus der Ecke isolierter steriler Seminarräume. Es zu verbinden mit dem Leben, dem Handeln und Gestalten, dem Feiern usw.

Kirchliche Erwachsenenbildung, für die schon immer Begegnung und Dialog wichtige Aspekte waren, kann sich positiv gefordert sehen, in diese Richtung ihr Profil zu schärfen. Sie kann dabei auf den Schatz kirchlich-theologischen Wissens, auf Erfahrung und Tradition zurückgreifen.

Im Zusammenhang menschnaher Verortung braucht es ferner noch einen Schub, Bildung pädagogisch so zu gestalten, dass sie von Menschen immer mehr als zugewandte Begleitung erfahren wird, wenn diese die eigenen Lernanliegen und -prozesse steuern.

Franz-Josef Ortkemper

Suchen - Glauben - Zweifeln

Biblische Anmerkungen zur heutigen Glaubenskrise

Neulich las ich im Horoskop - unter "Skorpion", was auf mich zutrifft: "Eine Flaute in Ihrer Branche macht Ihnen zu schaffen". Wie wahr, dachte ich.

Zweifel und Unglaube spielen schon in der Bibel eine überraschend große Rolle. Im ersten Buch Samuel findet sich die berühmte Geschichte von der Berufung des Propheten Samuel. Der junge Samuel ist beim Priester Eli in der Lehre, wie wir heute sagen würden. Als der Junge des Nachts im Tempel schläft, ereilt ihn der Ruf Gottes. Doch merkwürdig, der alte, erfahrene Priester Eli kommt überhaupt nicht auf die Idee, dass Gott es ist, der den jungen Mann ruft. Er merkt es erst beim dritten Mal. Am Anfang der Geschichte steht die Bemerkung: *"In jenen Tagen waren Worte des Herrn selten; Visionen waren nicht häufig"* (1 Sam 3,1). Oder wie Luther übersetzt: "Das Wort Gottes war damals selten im Land". Es ist also nicht nur heute so, dass viele Menschen das Gefühl haben, von Gott sei wenig zu spüren. Schon zur Zeit der Bibel war das eine bedrängende Frage, erlebte man Zeiten religiöser Dürre und Dürftigkeit.

Ich möchte unser Thema in vier Anläufen angehen:

1. "Als sie satt waren, vergaßen sie mich" (Hos 13,6)

Der Prophet Hosea lebte in einer Zeit des Wohlstands. Er übt massive Kritik daran, dass Menschen in einer Zeit des Wohlstands Gott vergessen. *"Als sie ihre Weide hatten, wurden sie satt. Als sie satt waren, wurde ihr Herz überheblich, darum vergaßen sie mich"* (Hosea 13,6). Menschen erfahren Wohlstand und Reichtum - und vergessen Gott. Überraschend, dass das schon in der Bibel eine Rolle spielt! Lesen wir den Text in seinem Zusammenhang, wird unsere Überraschung noch größer:

- 3 *"Wenn Efraim redete, zitterten alle. Er war in Israel mächtig. Dann aber machte er sich schuldig durch Baal und er verfiel dem Tod.*
- 4 *Nun sündigen sie weiter und machen sich aus ihrem Silber gegossene Bilder, kunstfertig stellen sie Götzen her - alles nur ein Machwerk von Schmieden. Ihnen, so sa-*

gen sie, müsst ihr opfern. Menschen küssen Kälber.

- 5 *Darum sollen sie werden wie die Wolken am Morgen und wie der Tau, der bald vergeht, wie die Spreu, die aus der Tenne stiebt, und wie Rauch, der aus der Luke zieht.*
- 6 *Ich aber, ich bin der Herr, dein Gott, seit der Zeit in Ägypten; du sollst keinen anderen Gott kennen als mich. Es gibt keinen Retter außer mir.*
- 7 *Ich habe dich in der Wüste auf die Weide geführt, im Land der glühenden Hitze.*
- 8 *Als sie ihre Weide hatten, wurden sie satt. Als sie satt waren, wurde ihr Herz überheblich, darum vergaben sie mich" (Hos 13,1-6).*

Efraim ist der führende Stamm des Nordreichs gewesen. Nach dem Tod Salomos ist das Reich Israel bekanntlich in zwei Reiche zerfallen. Das Nordreich mit der (späteren) Hauptstadt Samaria und das Südreich mit der Hauptstadt Jerusalem. Efraim steht hier für die ganze Bevölkerung des Nordreichs. Sie erlebt zur Zeit Hoseas noch einmal eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Die aber dauert nur kurz. Im Jahr 722 erobern die Assyrer Samaria und verschleppen die Bevölkerung ins Zweistromland.

In den ersten beiden Versen schildert Hosea (möglicherweise auch jemand aus späterer Zeit, - das Buch Hosea

hatte eine lange Entstehungsgeschichte. Die habe ich im Hinterkopf, wenn ich im folgenden "Hosea" schreibe), wie seine Zeitgenossen vom Baalskult fasziniert sind, also von der Vergötzung der Fruchtbarkeit. Aber auch all die anderen religiösen Praktiken ihrer Umgebung üben eine unglaubliche Faszination auf die Menschen aus. Hos 4,11-13 gibt uns noch einen anschaulichen Eindruck davon, wie die Zeitgenossen Hoseas sich von der synkretistischen Religiosität der Umgebung beeindruckten lassen. *"Der Opferwein raubt meinem Volk den Verstand: Es befragt sein Götzenbild aus Holz, von seinem Stock erwartet es Auskunft. Ja, der Geist der Unzucht führt es irre. Es hat seinen Gott verlassen und ist zur Dirne geworden. Sie feiern Schlachtopfer auf den Höhen der Berge, auf den Hügeln bringen sie Rauchopfer dar, unter Eichen, Storaxbäumen und Terebinthen, deren Schatten so angenehm ist. So werden eure Töchter zu Dirnen, und eure Schwiegertöchter brechen die Ehe"* (Hos 4,11-13). Der Ehebruch wird zum Bild der Untreue der Menschen gegenüber ihrem Gott.

Hosea ist geradezu fassungslos. Wie ist das möglich, dass Menschen sich von all solchen abergläubischen Praktiken beeinflussen lassen? Und er stellt in 13,2 voller Kopfschütteln fest: *"Menschen küssen Kälber"*: das Stierbild der Baal-Verehrung in ironischer Verkleinerung!

In Vers 3 schildert Hosea, wie solch eine vagabundierende Religiosität, die sich bald hier bald da bedient, zu völliger Haltlosigkeit führt. Er tut es mit vier eindrucksvollen Bildern, die allesamt auf die Flüchtigkeit, Vergänglichkeit, Kurzlebigkeit solcher religiöser Versuche hinweisen. Eine solche vagabundierende Religiosität wird am Ende nirgendwo mehr Halt finden.

Und dann, in den Versen 4-5, legt sich der Prophet sozusagen mächtig ins Zeug. Er erinnert an die lange Glaubensgeschichte Israels, seit der Zeit in Ägypten. Er erinnert an die Generationen von Menschen, die im Glauben an Gott Halt gefunden haben. Und es klingt, als sei er völlig fassungslos, dass Menschen den Schatz einer solchen jahrhundertlangen religiösen Erfahrung einfach so missachten und verschleudern.

Und schließlich, in Vers 6, schildert der Prophet, wie der Wohlstand nicht dankbar, sondern vergesslich macht. *"Als sie ihre Weide hatten, wurden sie satt. Als sie satt waren, wurde ihr Herz überheblich, darum vergaßen sie mich"* (Hos 13,6). Der Text des Hosea ist von verblüffender Aktualität. Um so bedauerlicher ist es, dass er weder werktags noch sonntags jemals zur Verkündigung ansteht.

II. "Durch Zufall sind wir geworden" (Weish 2,2)

Das Buch der Weisheit entstand im ersten Jahrhundert vor Christus, vielleicht sogar noch etwas später, zur Zeit Jesu. Geschrieben wurde es in Alexandrien im Nildelta. Alexandrien war damals der Mittelpunkt der gebildeten Welt, sozusagen das "Oxford" des Altertums. Seine beiden Bibliotheken waren weit herum berühmt. In Alexandrien existierte auch eine jüdische Gemeinde, die etwa ein Drittel der Bevölkerung umfasste. In dieser Gemeinde entstand das Buch der Weisheit. Sein Verfasser registriert sehr wach, wie man in dieser so fortschrittlichen Stadt über das Leben denkt, in einer Stadt, wo man meint, ganz vorn am Ball zu sein. Und er wundert sich Stein und Bein darüber, mit welchem Minimum an Lebensperspektive sich seine Zeitgenossen zufrieden geben.

16 *"Die Frevler aber holen winkend und rufend den Tod herbei und sehnen sich nach ihm wie nach einem Freund; sie schließen einen Bund mit ihm, weil sie es verdienen, ihm zu gehören."*

1 *Sie tauschen ihre verkehrten Gedanken aus und sagen: Kurz und traurig ist unser Leben; für das Ende des Menschen gibt es keine Arznei und man kennt keinen, der aus der Welt des Todes befreit."*

- 2 *Durch Zufall sind wir geworden und danach werden wir sein, als wären wir nie gewesen. Der Atem in unserer Nase ist Rauch und das Denken ist ein Funke, der vom Schlag des Herzens entfacht wird;*
- 3 *verlöscht er, dann zerfällt der Leib zu Asche und der Geist verweht wie dünne Luft.*
- 4 *Unser Name wird bald vergessen, niemand denkt mehr an unsere Taten. Unser Leben geht vorüber wie die Spur einer Wolke und löst sich auf wie ein Nebel, der von den Strahlen der Sonne verscheucht und von ihrer Wärme zu Boden gedrückt wird.*
- 5 *Unsere Zeit geht vorüber wie ein Schatten, unser Ende wiederholt sich nicht; es ist versiegelt und keiner kommt zurück.*
- 6 *Auf, lasst uns die Güter des Lebens genießen und die Schöpfung auskosten, wie es der Jugend zusteht.*
- 7 *Erlesener Wein und Salböl sollen uns reichlich fließen, keine Blume des Frühlings darf uns entgehen.*
- 8 *Bekränzen wir uns mit Rosen, ehe sie verwelken;*
- 9 *keine Wiese bleibe unberührt von unserem ausgelassenen Treiben. Überall wollen wir Zeichen der Fröhlichkeit zurücklassen; das ist unser Anteil, das fällt uns zu.*
- 10 *Lasst uns den Gerechten unterdrücken, der in Armut lebt, die Witwe nicht schonen und das graue Haar*

des betagten Greises nicht scheuen!

- 11 *Unsere Stärke soll bestimmen, was Gerechtigkeit ist; denn das Schwache erweist sich als unnütz ...*
- 21 *So denken sie, aber sie irren sich; denn ihre Schlechtigkeit macht sie blind.*
- 22 *Sie verstehen von Gottes Geheimnissen nichts, sie hoffen nicht auf Lohn für die Frömmigkeit und erwarten keine Auszeichnung für untadelige Seelen.*
- 23 *Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Bild seines eigenen Wesens gemacht" (Weish 1,16-2,11.21-23).*

Dem Verfasser des Weisheitsbuches begegnet eine Lebenshaltung, die er nur mit Kopfschütteln quittieren kann: Durch Zufall sind wir geworden, unser Leben geht schnell vorbei, vermutlich ist hinterher nichts, man muss sich halt damit abfinden. Sei's drum. So wollen wir die paar Jährchen jedenfalls ordentlich genießen! Es ist eine Haltung, wie sie auch heute ziemlich verbreitet scheint.

Und nicht nur das. Die völlige Perspektivlosigkeit führt nicht nur zu einem oberflächlichen, genießerischen Hedonismus, sondern auch zu einem rücksichtslosen gesellschaftlichen Egoismus, zu einer geradezu zynischen menschenverachtenden Einstellung (Weish 2,10-11). Man muss sehen, dass man nach oben kommt. Wenn es

dabei Opfer gibt, ist das eben nicht zu vermeiden. Und die vielen Alten ... So denken heute recht viele, habe ich den Eindruck.

Der gläubige Jude, dem wir das Buch der Weisheit verdanken, fragt sich ganz betroffen: Haben die Menschen vergessen, wer sie sind? Er setzt der Perspektivlosigkeit seiner Zeitgenossen die eigene, aus der Bibel genährte Überzeugung entgegen: *"Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Bild seines eigenen Wesens gemacht"* (2,23). Zwischen den Zeilen fragt er: Sind die Menschen dabei, diese ihre Bestimmung zu vergessen? Er möchte seine Gemeinde davor warnen, allzu unkritisch in die Mentalität ihrer Umwelt einzustimmen.

Er denkt allerdings überhaupt nicht daran, die irdische Wirklichkeit zu verteufeln. Gerade das Alte Testament ist ein Buch voller Lebensbejahung und Lebensfreude. Nach alttestamentlicher Überzeugung ist die Welt Gottes gute Schöpfung. Gott hat all ihre Herrlichkeiten zur Freude des Menschen erschaffen, bis hin zum Wein, der das Herz des Menschen erfreut (Ps 104,15). Nicht die Lebensfreude ist es, die der Verfasser des Weisheitsbuches ablehnt, sie ist uns Menschen von Gott gegönnt! Was er leidenschaftlich ablehnt, ist die irrige Auffassung, darin erschöpfe sich schon

der Sinn menschlichen Lebens. Für einen alttestamentlichen Menschen ist die Welt in ihrer hinreißenden Schönheit eine Brücke zu Gott, sind Glückserfahrungen eine Brücke zu Gott, sind sie ein Vorschein dessen, was Gott einmal endgültig schenken will.

Man muss sich fast in den Arm kneifen: Dieser Text ist tatsächlich an die 2000 Jahre alt! Gehen wir noch einmal dieselbe Zeit in die Vergangenheit zurück, von damals aus gesehen. Um 1900 vor Christus entstand das Gilgameschepos, das uns in Fragmenten auf Tontafeln überliefert ist. Gilgamesch, König von Uruk (im heutigen Irak) hat seinen Freund Enkidu durch den Tod verloren. Er macht sich auf eine lange Suche nach dem Kraut der Unsterblichkeit. Auf seiner Wanderung kommt er ans Meer. In einer Hafenkneipe sagt ihm die Wirtin:

"Gilgamesch, wohin läufst du?

Das Leben, das du suchst, wirst du nicht finden!

Als die Götter die Menschheit erschufen,

wiesen sie der Menschheit den Tod zu,

nahmen das Leben in ihre eigene Hand.

*Du, Gilgamesch, voll sei dein Bauch,
Tag und Nacht sei andauernd froh,
du!*

*Täglich mache ein Freudenfest,
Tag und Nacht tanze und spiele!
Gereinigt seien deine Kleider,*

*dein Haupt sei gewaschen und du mit
Wasser gebadet!
Sieh auf das Kind, das deine Hand ge-
fasst hält,
die Gattin freue sich auf deinem
Schoß!
So ist das Tun der Menschen!"*

Ein erstaunlicher Text, an die 4000 Jahre alt! Er schildert die totale Spaßgesellschaft. Will das Gilgameschepos eine solche Haltung empfehlen - oder schwingt darin die Verblüpfung mit, wie beim Verfasser des Weisheitsbuches, mit wie wenig an Lebensperspektive offensichtlich manche Menschen zu leben bereit sind? Gilgamesch, vom Tod seines Freundes tief getroffen, macht sich auf die Suche nach der Unsterblichkeit. Und er wird mit solchen Plattitüden abgepeist!

Und noch etwas Verblüffendes sei am Schluss mitgeteilt: Dieser hochaktuelle Text aus dem Buch der Weisheit wird in der Kirche nie verlesen, weder sonntags, noch werktags (außer in kleinen, harmlosen Auszügen).

III. "Alles Windhauch..." - Das Buch Kohelet

Die französische Schriftstellerin Simone de Beauvoir schließt den dritten Band ihrer Lebenserinnerungen so:

*"Manchmal ist mir der Gedanke, mich
in nichts aufzulösen, genauso ab-
scheulich wie früher. Voller Melan-*

*cholie denke ich an all die Bücher, die
ich gelesen, an all die Orte, die ich
besucht habe, an das Wissen, das sich
angehäuft hat und das nicht mehr da
sein wird. Die ganze Musik, die ganze
Malerei, die ganze Kultur, so viele
Bindungen. Plötzlich bleibt nichts
mehr... Wenn man meine Bücher
liest, wird der Leser bestenfalls den-
ken: Sie hat aber viel gesehen! Aber
dieses einzigartige Ganze, meine per-
sönlichen Erfahrungen mit ihrer Fol-
gerichtigkeit und ihren Zufällen - das
alles wird niemals wieder auferste-
hen... Nichts wird stattgefunden ha-
ben. Ich sehe die Haselstrauchhecke
vor mir, durch die der Wind fuhr, und
höre die Versprechungen, mit denen
ich mein Herz berauschte, als ich die-
se Goldmine zu meinen Füßen be-
trachtete, ein ganzes Leben, das vor
mir lag. Sie wurden erfüllt. Aber
wenn ich jetzt einen ungläubigen
Blick auf dieses leichtgläubige junge
Mädchen werfe, entdecke ich voller
Bestürzung, wie sehr ich geprellt
worden bin."¹⁵*

Ein Text voller Melancholie und Traurigkeit. Ein reiches und erfülltes Leben - umso bitterer ist der Abschied, umso schmerzlicher die Einsicht, dass es unaufhaltsam dem Ende entgegengeht, umso unerträglicher die Vorstel-

¹⁵ Simone de Beauvoir, Der Lauf der Dinge, rororo Nr. 1250-1253

lung, dass der riesige Schatz an Lebenserfahrung und gesammelten Eindrücken einfach spurlos verschwinden soll. Nichts wird stattgefunden haben. Wozu ist das nun alles gut gewesen?

Verblüffend ähnlich ist die Problemlage des biblischen Buches Kohelet: Auch hier ist das große Thema der Tod, der am Ende alles zerstört, was menschliches Leben reich und lebenswert gemacht hat. *"Windhauch, Windhauch, sagte Kohelet, Windhauch, Windhauch, das ist alles Windhauch. Welchen Vorteil hat der Mensch von all seinem Besitz, für den er sich anstrengt unter der Sonne?"* (Koh 1,1f.). "Windhauch": 37mal kommt dieses Wort im Buch Kohelet vor - ebenso oft übrigens wie das Wort "Gott" - wohl kaum ein Zufall! "Welchen Vorteil hat der Mensch..." Im hebräischen Text steht wörtlich "Gewinn", ein Ausdruck aus der Kaufmannssprache; er meint den Überschuss, das, was am Ende dabei herauskommt. Die Frage ist also: Was bleibt als Ertrag des Lebens?

Das Buch Kohelet gehört zu den ungewöhnlichsten Texten des Alten Testaments. Es entstand etwa zwischen 250 und 200 v.Chr., als Jerusalem griechische Provinz unter den Ptolemäern war. In Jerusalem hat wohl auch sein Verfasser gelebt. Im Buch wird er "Kohelet" genannt, was wohl so viel bedeutet wie "Versammlungsredner", "Versammlungsleiter, Ver-

sammler". Kohelet war Weisheitslehrer, vielleicht an der "Tempelschule" in Jerusalem; möglicherweise hat er auch auf den Marktplätzen öffentliche Vorträge gehalten. Er war ein nachdenklicher, kritischer, wohl auch melancholischer Mann. Vermutlich gehörte er zur Oberschicht in Jerusalem, hatte also keine großen materiellen Sorgen. Trotzdem wird ihm das Leben immer fraglicher; manche seiner heutigen Kritiker sagen, nur weil er zur Schicht der Reichen gehörte, habe er sich solche denkerischen Eskapaden überhaupt leisten können. Doch wird man ihm damit kaum gerecht.

Kohelet ist ein ausgesprochener Querdenker. Er stellt bohrende Fragen. Der überkommene Glaube an Gott ist ihm in vielerlei Hinsicht fraglich geworden. Er gibt den Glauben an Gott nicht auf, das tut er keineswegs. Und doch gerät Gott in immer größere Verborgenheit. Es gibt zu viele Fragen, auf die Kohelet keine Antwort weiß. Die Welt ist voller Widersprüche:

*"Freilich kenne ich das Wort:
Denen, die Gott fürchten, wird es gut gehen,
weil sie sich vor ihm fürchten;
dem, der das Gesetz übertritt, wird es nicht gut gehen,
und er wird kein langes Leben haben,
gleich dem Schatten,
weil er sich nicht vor Gott fürchtet. -*

Doch es gibt etwas, das auf der Erde getan wurde und Windhauch ist: Es gibt gesetzestreue Menschen, denen es so ergeht, als hätten sie wie Gesetzesbrecher gehandelt; und es gibt Gesetzesbrecher, denen es so ergeht, als hätten sie wie Gesetzestreue gehandelt. Ich schloss daraus, dass auch dies Windhauch ist" (8,12b-14).

Es gibt sympathische Menschen, die sich um ein gutes Leben bemühen, und ein Schicksalsschlag nach dem anderen trifft sie. Es gibt ganz egoistische, brutale Menschen, die sich rücksichtslos durchsetzen, und sie erfreuen sich eines langen, von Gesundheit strotzenden Lebens. Wie soll man das mit dem Glauben an Gott und seine Gerechtigkeit vereinbaren können? Oft ist das auch unsere Frage. Kohelet hält daran fest, dass die Schöpfung gut ist, doch zugleich ist ihm klar, dass dem Menschen mit seinen begrenzten Einsichtsfähigkeiten das Handeln Gottes in vieler Hinsicht rätselhaft bleibt und bleiben muss. O-Ton Kohelet: *"Ich sah ein, dass der Mensch, selbst wenn er seinen Augen bei Tag und Nacht keinen Schlaf gönnt, das Tun Gottes in seiner Ganzheit nicht wiederfinden kann, das Tun, das unter der Sonne getan wurde. Deshalb strengt der Mensch, danach suchend, sich an und findet es*

doch nicht wieder. Selbst wenn der Gebildete behauptet, er erkenne - er kann es doch nicht wiederfinden" (Koh 8,16f). Der Mensch kann Gottes Tun nicht "finden". Den begrenzten Menschen bleibt es unmöglich, die Fülle der Wirklichkeit ganz und gar zu durchschauen. Ein höchst moderner Gedanke! Er taucht übrigens auch im Buch Ijob auf, fast zeitgleich mit Kohelet. In der 4. Rede Elihus heißt es in 37,23: "Den Allmächtigen ergründen wir nicht". Was hier mit "ergründen" übersetzt ist, ist im Hebräischen das gleiche Verb, das in Koh 8,16f mit "finden" übersetzt wird. Dem begrenzten Menschen ist es unmöglich, dass Tun Gottes ganz und gar zu durchschauen. Ein Gedanke, der damals offenbar in der Luft lag!

In 7,15-18 hatte Kohelet das Thema der ungerechten Lebenschancen schon einmal aufgegriffen und einen höchst unkonventionellen Ratschlag gegeben: *"In meinen Tagen voll Windhauch habe ich beides beobachtet: Es kommt vor, dass ein gesetzestreuer Mensch trotz seiner Gesetzestreue elend endet, und es kommt vor, dass einer, der sich nicht um das Gesetz kümmert, trotz seines bösen Tuns ein langes Leben hat. Halte dich nicht zu streng an das Gesetz, und sei nicht maßlos im Erwerb von Wissen! Warum solltest du dich selbst ruinieren? Entferne dich nicht zu weit vom Gesetz, und verharre nicht im Unwissen. Wa-*

rum solltest du vor der Zeit sterben? Es ist am besten, wenn du an dem einen festhältst, aber auch das andere nicht loslässt. Wer Gott fürchtet, wird sich in jedem Fall richtig verhalten."

Dieser Text spiegelt eine dramatische Auseinandersetzung innerhalb des nachexilischen Judentums wider: Soll man sich der hellenistischen Welt anpassen, die Bindung an das Gesetz lockern oder gar aufgeben - oder ist die strenge, kompromisslose Beobachtung des Gesetzes der richtige Weg? Kohelet lebt in einer Zeit tiefgreifender sozialer und geistiger Umbrüche; viele der überlieferten Lebensregeln der Weisheitsliteratur greifen nicht mehr. Dem versucht Kohelet sich zu stellen. Wieder: Er ist höchst aktuell!

Kohelet sucht einen realistische Mittelweg zwischen den extremen Positionen. Das Gesetz völlig über Bord zu werfen - das wäre tödlich. Sich sklavisch an den Buchstaben des Gesetzes zu halten, das könnte geradezu lebensfeindliche Konsequenzen haben. Beide Positionen hält Kohelet für ungeeignet, die Probleme seiner Gegenwart zu lösen. Stattdessen empfiehlt er, sich von der Gottesfurcht leiten zu lassen, von einer Haltung, die das ganze Leben und Denken eines Menschen prägt, der Gott ernst nimmt und ihn anerkennt.

Kohelet ist ein unglaublich redlicher, ehrlicher Denker. Er lässt die Zweifel hochkommen, die sich in ihm melden, er versucht nicht, sie krampfhaft zu verdrängen. Plötzlich kommt ihm eine entsetzliche Frage: *"Denn jeder Mensch unterliegt dem Geschick, und auch die Tiere unterliegen dem Geschick. Sie haben ein und dasselbe Geschick. Wie diese sterben, so sterben jene. Beide haben ein und denselben Atem. Einen Vorteil des Menschen gegenüber dem Tier gibt es nicht. Beide sind Windhauch. Beide gehen an ein und denselben Ort. Beide sind aus Staub entstanden, beide kehren zum Staub zurück. Wer weiß, ob der Atem der einzelnen Menschen wirklich nach oben steigt, während der Atem der Tiere ins Erdreich hinabsinkt?" (3,19-21).* Für einen Augenblick sieht Kohelet wie in einen gähnenden Abgrund. Wer weiß? Wir kommen auf diesen letzten Vers noch zurück.

Hier begegnet uns ein gläubiger Mensch, der kritischen Fragen nicht ausweicht. Er nimmt die vielen Widersprüche in der Welt wahr, er leidet daran, er hat längst nicht auf alles eine glatte Antwort, ja, er hat im Grunde mehr Fragen als Antworten. Sein Glaube bleibt von all diesen Widersprüchen nicht unberührt. Es ist eher ein mühsamer Glaube, durchmischt von vielen Zweifeln und Unsicherheiten.

Am Ende des Buches steht ein hinreißendes Gedicht über das Altwerden und Sterben, und das ist nun der Höhepunkt des Buches - zugleich auch der Schluss seines ursprünglichen Textes.

*"Freu dich, junger Mann, in deiner Jugend,
sei heiteren Herzens in deinen frühen Jahren!
Geh auf den Wegen, die dein Herz dir sagt,
zu dem, was deine Augen vor sich sehen.
(Aber sei dir bewusst, dass Gott dich für all das vor Gericht ziehen wird.)
Halte deinen Sinn von Ärger frei,
und schütz deinen Leib vor Krankheit;
denn die Jugend und das dunkle Haar sind Windhauch.
Denk an deinen Schöpfer in deinen frühen Jahren,
ehe die Tage der Krankheit kommen
und die Jahre dich erreichen,
von denen du sagen wirst: Ich mag sie nicht,
ehe Sonne und Licht und Mond und Sterne erlöschen
und auch nach dem Regen wieder Wolken aufziehen;
am Tag, da die Wächter des Hauses zittern,
die starken Männer sich krümmen,
die Müllerinnen ihre Arbeit einstellen,
weil sie zu wenige sind,
es dunkel wird bei den Frauen, die aus den Fenstern blicken,*

*und das Tor zur Straße verschlossen wird,
wenn das Geräusch der Mühle verstummt,
steht man auf beim Zwitschern der Vögel,
doch die Töne des Lieds verklingen;
selbst vor der Anhöhe fürchtet man sich
und vor den Schrecken am Weg;
der Mandelbaum blüht,
die Heuschrecke schleppt sich dahin,
die Frucht der Kaper platzt,
doch ein Mensch geht zu seinem ewigen Haus,
und die Klagenden ziehen durch die Straßen -
ja, ehe die silberne Schnur zerreißt,
die goldene Schale bricht,
der Krug an der Quelle zerschmettert wird,
das Rad zerbrochen in die Grube fällt,
der Staub auf die Erde zurückfällt
als das, was er war,
und der Atem zu Gott zurückkehrt,
der ihn gegeben hat" (11, 9-12, 7).*

"Freu dich, junger Mann ..." - würden wir das so unseren jungen Leuten sagen? Schon ein früherer Leser hatte hier seine Fragen. Er hat offensichtlich das in der Einheitsübersetzung eingeklammerte Stück eingefügt: "Aber sei dir bewusst, dass Gott dich für all das vor Gericht ziehen wird". Von ihm stammt wohl auch das zweite Nachwort in 12,12-14, vgl. besonders den V.13.

Und die Mahnung an die jungen Leute enthält auch den folgenden Satz:

"Denk an deinen Schöpfer in deinen frühen Jahren". Das möchte ich jungen Leute auch vermitteln können! Übrigens sind alle jetzt folgenden Sätze von diesem Hauptsatz abhängig.

Eindrucksvoll schildert Kohelet das Altwerden des Menschen, seine allmähliche Erblindung, die ihn Sonne, Licht, Mond, Sterne nicht mehr sehen lässt. Dann ist von einem Haus die Rede, in dem das Leben auf gespenstische Weise immer mehr erstirbt - Gleichnis für das Alter, in dem die Kräfte immer mehr nachlassen, in dem es immer stiller und einsamer wird. Das Bild vom Haus ist wahrscheinlich zugleich eine Allegorie auf das Nachlassen der Körperkräfte: Die Wächter sind die Arme, die schwach werden, die starken Männer, die sich krümmen, sind die Beine, die ihren Dienst verweigern, die Müllerinnen sind die Zähne, die Fenster die Augen, das Tor zur Straße die Ohren. Das Leben schränkt sich immer weiter ein, das Zwitschern der Vögel im Frühjahr ist nicht mehr zu hören, man fürchtet sich, aus dem Haus zu gehen, schafft die Anhöhe nicht mehr... Und dann ist es eines Tages endgültig vorbei. Die Beschreibung des Alterns mündet in die Beschreibung eines Leichenzuges.

In welchem Kontrast wird das erzählt: Blühendes, von Kraft strotzendes Leben auf der einen Seite und der Leichenzug auf der anderen. Kohelet gebraucht drei Bilder aus der Natur: Der

Mandelbaum, der als erster im Frühjahr seine Blüten treibt; die Heuschrecke, die sich im Frühsommer satt und vollgefressen dahinschleppt; die Frucht der Kaper, die im Hochsommer platzt. Auf der einen Seite steht die wiedererwachende Natur in ihrer vor Leben strotzenden Fülle - im Kontrast dazu der alternde Mensch, der schließlich in sein ewiges Haus geht, und die Klagenden begleiten seinen Leichenzug.

Mit vier ungewöhnlichen und geheimnisvollen Bildern beschließt Kohelet seine Beschreibung des zerbrechenden menschlichen Lebens. Es sind allesamt Kostbarkeiten, die zerreißen, zerbrechen, zerschmettert werden; schließlich fällt das Schöpfrad, mit dem man das lebensspendende Wasser aus dem Brunnen zieht, zerbrochen in den Brunnen hinab.

Und dann der allerletzte Vers des ursprünglichen Buches: Das Bekenntnis zu dem Gott, der in aller Vergänglichkeit letzter Halt bleibt. Das Bild vom Staub, der zur Erde zurückfällt, spielt deutlich auf den Anfang der Bibel an (Gen 2,7; 3,19). Das abschließende Bekenntnis zu Gott knüpft an 12,1 an und endet mit einem für Kohelet in seinem ganzen Buch wichtigen Wort: Gegeben. Gott ist es, der den Menschen den Atem, das Leben geschenkt hat (vgl. Gen 2,7!). Zu ihm kehrt der Atem zurück. Mehr sagt Kohelet nicht.

Aber auch nicht weniger! Und entgegen dem bohrenden Zweifel, den er in 3,19-21 so ehrlich angemeldet hatte, bekennt Kohelet am Ende, der Atem des Menschen kehre zu Gott zurück, der ihn gegeben hat. Verhalten und zurückhaltend bekennt er seine Hoffnung auf ein Leben bei Gott. Dies ist die Schlusssatzung des Buches - und von daher hat sie allergrößtes Gewicht, zumal sie gleichzeitig 3,21 korrigiert!

Und das letzte Wort des Buches ist das Wort "geschenkt", "gegeben". Das Leben ist Geschenk Gottes. Darauf hat Kohelet in seinem Buch immer wieder hingewiesen. Sehr häufig findet sich der Aufruf, die kleinen Freuden des Alltags wahrzunehmen. An keiner dieser Stellen fehlt der Hinweis darauf, dass Gott es ist, der sie gegeben hat (3,12f und öfter, besonders 9,7-10). Das Leben und die kleinen Alltagsfreuden sind Geschenke Gottes. Kohelet denkt ganz im Rahmen alttestamentlicher Schöpfungstheologie!

Ich halte es für einen Segen, dass dieses Buch seinen Weg in die Bibel gefunden hat. Kohelet stellt nicht die ganze Bibel dar, ganz gewiss nicht. Aber er ist eine wichtige Stimme, die ich in der Bibel nicht missen möchte. Das Buch zeigt, wie ein gläubiger Mensch mit seinem Gottesglauben zu ringen hat, wie er sich den Fragen einer neuen Zeit mutig und ohne Tabus stellt, auch dann, wenn er die Ant-

worten nicht immer schon weiß. Dass Israel dieses Buch endlich trotz mancher Widerstände in die Sammlung seiner heiligen Schriften aufnahm, zeigt die tiefe Überzeugung: Wo Menschen fragen und suchen, ehrlich und voller Leidenschaft, da sind sie auf dem Weg zu Gott, auch wenn sie ihn noch nicht endgültig gefunden haben. Ist das nicht im Grunde die Situation sehr vieler Menschen heute?

IV. "Der Herr hat mich verlassen, Gott hat mich vergessen" (Jes 49, 14)

Im Jahr 587 vor Chr. eroberte der Babylonierkönig Nebukadnezar die Stadt Jerusalem. Der Tempel wurde völlig zerstört, die Stadt ging in Flammen auf, die Oberschicht wurde nach Babylon ins Exil verschleppt, in den heutigen Irak. Dieses schreckliche Ereignis war für den Glauben Israels die bisher größte Katastrophe:

- 1 "Ich werde mit dir sein" so zieht es sich wie ein roter Faden durch die Vätergeschichten. Israel glaubt an einen Gott, der in verlässlicher Treue mit den Menschen durch ihre Geschichte geht. Genau diese Mitte des Glaubens steht radikal in Frage. Wo ist denn sein Wohlwollen, wo ist seine Macht, wo ist er zu spüren, ist er nicht unendlich fern?
- 2 Der Tempel in Jerusalem war die Mitte des religiösen Lebens Israels. Hier fanden die großen Wallfahrtsfeste statt, hier erfuh man bei den

großen Gottesdiensten Solidarität im Glauben. Nun liegt der Tempel in Trümmern. Die religiöse Mitte ist dahin.

- 3 Mit dem Königtum Davids, von dem man geglaubt hatte, es werde in Ewigkeit bestehen bleiben, ist es endgültig aus. Allein schon diese drei Punkte: Der Glaube steht in seinem Kern in Frage, die religiösen und staatlichen Institutionen sind nicht mehr.
- 4 Ganz massiv stellt sich die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes, denn das Unglück war durch die Oberschicht Jerusalems und seine miserable Politik verschuldet, doch die kleinen Leute, hatten, wie immer, die Zeche zu zahlen.
- 5 Es folgen die langen, zermürenden Jahrzehnte in den Flüchtlingsdörfern Babylons, Jahre, in denen sich große Resignation breit macht.
- 6 Und dann wird dieses gedemütigte Volk mit einer blühenden Großmacht konfrontiert, mit seinen eindrucksvollen Tempelanlagen und Götterprozessionen. Es stellt sich nicht nur die Frage, ob Gott Israel verlassen hat. Die Frage radikalisiert sich noch: Sind die Götter Babylons etwa mächtiger als Israels Gott?

In dieser Zeit bohrender Fragen und Zweifel, tiefster Enttäuschung, entsteht der Großteil der Kapitel 40-55 des Jesajabuchs. Und das erstaunliche: Kaum irgendwo in der Bibel

finden wir Texte, die von Hoffnung und Zuversicht geradezu sprühen, wie hier.

"Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet Jerusalem zu Herzen und verkündet der Stadt, dass ihr Frondienst zu Ende geht, dass ihre Schuld beglichen ist; denn sie hat die volle Strafe erlitten von der Hand des Herrn für all ihre Sünden" (Jes 40,1-2).

Der unbekannte Prophet tritt gegen Ende der Exilszeit auf, ab etwa 550, als sich am politischen Horizont der Aufstieg des Perserkönigs Kyrus abzeichnete, der für ihn zum Hoffnungsträger wird. "Jesaja" kündigt die Befreiung an, in den Bildern eines neuen Exodus: *"Eine Stimme ruft: Bahnt für den Herrn einen Weg durch die Wüste! Baut in der Steppe eine ebene Straße für unseren Gott! Jedes Tal soll sich heben, jeder Berg und Hügel sich senken. Was krumm ist, soll gerade werden, was hügelig ist, werde eben" (Jes 40,3-4).*

Der Prophet entfaltet die großartige Vision einer Prachtstraße quer durch die Wüste geradewegs auf Jerusalem zu. Alle Hindernisse werden beseitigt, geradezu mit spielerischer Leichtigkeit. Das Wunder des Exodus wird sich wiederholen. Da, wo Menschen keinen Weg mehr sehen, wo alles aussichtslos scheint, wo Unrecht und Unterdrü-

ckung frech triumphieren, wird Gott von Neuem eingreifen, wird er einen Weg weisen, aus aller Ausweglosigkeit hinaus.

Das ist nicht nur fromme Schwärmelei. "Jesaja" sieht den Perserkönig Kyrus heranziehen. Und er hat offenbar mitbekommen, dass dieser König den unterworfenen Völkern Religionsfreiheit gewährt, dass er religiöse Toleranz übt. So jedenfalls steht es auf dem berühmten Kyrus-Zylinder. Kyrus hatte offensichtlich eine geschickte PR-Abteilung! Jedenfalls: Dieser Prophet sieht in der gegenwärtigen Geschichte nicht nur die deprimierenden Fakten - die gibt es genug und viele seiner Landsleute sehen nur die düsteren Zeichen der Zeit. Nein, er sieht auch die Hoffnungszeichen, und die verbindet er mit den Erfahrungen der eigenen religiösen Tradition, vor allem mit der Exodus-Erfahrung, wo Gott in scheinbar völlig auswegloser Lage doch einen Ausweg zeigte. Es ist keine schwärmerische, sondern eine nüchterne Hoffnung.

"Hebt eure Augen in die Höhe, und seht: Wer hat die Sterne dort oben erschaffen? Er ist es, der ihr Heer täglich zählt und heraufführt, der sie alle beim Namen ruft. Vor dem Allgewaltigen und Mächtigen wagt keiner zu fehlen. Jakob, warum sagst du, Israel warum sprichst du: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, meinem

Gott entgeht mein Recht? Weißt du es nicht, hörst du es nicht? Der Herr ist ein ewiger Gott, der die weite Erde erschuf. Er wird nicht müde und matt, unergründlich ist seine Einsicht. Er gibt dem Müden Kraft, dem Kraftlosen verleiht er große Stärke. Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. Die aber, die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt" (Jes 40,26-31). Dieser Text ist tiefer Resignation und tiefem Leid geradezu abgetrotzt!

Der Prophet greift die Klage seiner Landsleute auf. Die Menschen im Exil resignieren. Gott sieht unser Elend nicht. Er schweigt. Er ist verborgen. Man spürt nichts von ihm. Es scheint ihn nicht zu kümmern... Der Prophet ist selber von solchen drängenden Fragen umgetrieben. Doch setzt er unverdrossen die Gewissheit seines Glaubens dagegen. Er tut es in Form rhetorischer Fragen. "Weißt du es nicht? Hörst du es nicht?" Er ruft seinen Hörern in Erinnerung, was sie doch eigentlich aus ihrer religiösen Tradition wissen sollten. Er appelliert an die vergessenen, verschütteten Überzeugungen seiner Zuhörer. Seine Sprache geht teilweise in hymnische Rede über. Im Hymnus äußert sich Gottesgewissheit, Gottesfreude, die Erfahrung von Geborgenheit.

Am Anfang setzt sich "Jesaja" mit der babylonischen Gestirnvergötterung auseinander. Die Gestirne galten als göttliche Mächte, die über das Schicksal von Menschen und Völkern bestimmen. Demgegenüber hält er fest: Die Gestirne sind nicht göttliche Mächte, sondern Teil der von Gott geschaffenen Welt, über die er mit souveräner Leichtigkeit verfügt. *"Er ist es, der ihr Heer täglich zählt und heraufführt..."* (40,26).

Die letzten Verse arbeiten mit dem Stilmittel des parallelismus membrorum (das heißt: in der zweiten Vershälfte sagt man dasselbe noch einmal, aber mit anderen Worten und Bildern): *"Er gibt dem Müden Kraft, dem Kraftlosen verleiht er große Stärke. Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. Die aber, die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt"* (40,29-31). Dadurch erreicht der Text eine große sprachliche Kraft; es ist eine Sprache voller Phantasie und Kreativität. Besonders schön ist das Bild von den Adlerflügeln; dahinter steckt die Sehnsucht nach Überwindung der Erdschwere, die Sehnsucht, fliegen zu können, sich über dieses Elend erheben zu können. Doch schon im nächsten Vers geht es in die nüchterne Wirklichkeit zurück,

geht der Blick auf den Weg, auf dem man so oft müde wird.

Gott wird nicht müde - wie alte Leute es werden. Er ist der Ewige - der ewig-junge, überraschende Gott, der Neues, unvorhersehbar Neues wirken kann. Ein Gott, der müde wird - das ist das Gottesbild der resignierten Menschen im Exil. Dem setzt der Prophet seine Gottesgewissheit entgegen: Er ist ein Gott, der seine schöpferische Lebenskraft weitergibt an die, die sich ihm zuwenden: Er gibt dem Müden Kraft...

Zu diesem Text hat Diego Arenhoevel etwas besonderes Schönes gesagt:

"Die natürliche Vitalität der Jugend mit ihrem schier unerschöpflichen Vorrat an Kräften ist faszinierend - zumal für den, der sie nicht mehr besitzt... Demgegenüber kamen sich die Verbannten vor wie Überbleibsel einer vergangenen Zeit, alt an Lebensjahren und alt an hinsterbender Tradition... Doch die Worte des Propheten zeigen nicht den dekadenten Adel einer verfallenden Welt, nicht einmal heitere Ergebung. Sie sind bis in den Wortlaut hinein stürmisch und unbekümmert... Es sind Worte eines jungen Mannes und einer jungen Bewegung, nicht des Totengräbers einer alten, sondern des Herolds einer neuen Zeit."

So wünsche ich mir unsere Kirche:
dass es wieder mehr Leute darin gibt,
die nach vorn sehen, stürmisch und
unbekümmert.

Dagmar Kühn

Über die Grenzen der gewohnten Glaubensvorstellungen hinaus denken

Gottes Heilshandeln im Tritojesajabuch

Ein Hauptanliegen der theologischen Erwachsenenbildung von Wolfgang Wieland ist es immer wieder, offen zu bleiben für sich verändernde Gotteserfahrungen, für neue Möglichkeiten Gottes in unserer heutigen Zeit und Welt, in der die Suche nach einem verlorenen Gott wieder zunehmend Raum einnimmt. Für dieses Thema ist die Arbeit mit den biblischen Texten des Alten und Neuen Testaments auf eine besondere Weise geeignet. Die Bibel ist voll mit den unterschiedlichsten Erfahrungen Gottes, die sich in den Texten in einer Vielzahl von Gottesbildern niedergeschlagen haben.

Das Jesajabuch ist voll mit den unterschiedlichsten Wahrnehmungen Gottes, die uns heute widersprüchlich erscheinen mögen, die aber von einer lebhaften Auseinandersetzung mit Gott zeugen. Da ist zunächst der Prophet Deuterojesaja, der in der Zeit des Babylonischen Exils, der Zeit der größten Gotteskrise schlechthin, neue Hoffnung verkündet. Das theologisch Besondere in seiner Botschaft ist der

radikale Bruch mit den alten Traditionen Israels. "Denkt nicht mehr an das was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Seht her, nun mache ich etwas Neues." (Jes 43,18f.). Die alten Glaubenstraditionen, die das Gottesvolk bisher konstituiert haben, tragen nicht mehr. Sie werden nicht nur in Frage gestellt, sondern aufgegeben! Die Hoffnungstheologie Deuterojesajas stellt vor dem Hintergrund der Bedeutung der geschichtlichen Traditionen Israels geradezu einen theologischen Quantensprung dar. Das neue Heil für Israel wird außerdem ausgeweitet: der Gottesknecht bringt das Recht zu allen Völkern und zwar friedlich, ohne Gewalt.

Diese Hoffnungstheologie Deuterojesajas findet in späten Schülerkreisen, auf die die Texte der sog. tritojesajanischen Sammlung (Jes 56-66) zurückgeführt werden können, eine Fortsetzung, die aber selten wahrgenommen wird. Die tritojesajanischen Texte entstanden in einem längeren Fort-

schreibungsprozess von der persischen Zeit bis in die frühhellenistische Zeit. Der Eingangsvers Kap 56,1 knüpft an die Verheißungen Deuterocesajas an: So spricht der Herr: "Wahrt das Recht und sorgt für Gerechtigkeit, denn bald kommt von mir das Heil, meine Gerechtigkeit wird sich bald offenbaren." Angesichts der erneuten politischen Fremdbeherrschung stellte sich in Israel die Frage, wo das von Deutorjesaja für Israel und Zion angekündigte Heil blieb. Im Kern der Sammlung (Kap 60-62) und in weiteren Kapiteln wird diese erwartete Heilszeit zwar wiederum beschrieben. Dennoch werden diese Heilsankündigen scheinbar überlagert durch die vielen Textpassagen, die nicht von Heil, sondern von einem blutigen Gericht künden. In den Texten spiegeln sich die Erfahrungen der Fremdherrschaft und vor allem die Auswirkungen der beginnenden Diadochenkämpfe auf Palästina wider. Die Texte in Tritocesaja finden aufgrund des ersten befremdlichen Eindrucks in der biblischen Erwachsenenbildung kaum Beachtung. Dabei eignen sich auch diese schwierigen Texte zu einer konstruktiven Auseinandersetzung nicht nur mit den unterschiedlichen Gotteswahrnehmungen der biblischen Texte, sondern auch mit unseren heutigen Vorstellungen und Projektionen von Gott. Der Glaube an einen Gott krankt heute daran, dass wir an zu fest gefügten, überkommenen Gottesbildern hängen, die zu den Erfahrun-

gen unseres Lebensalltags nicht mehr zu passen scheinen. Das mag daran liegen, dass wir heute in unserer materialistisch geprägten Lebenswelt die Glaubensvorstellungen von Gott nicht mehr erfahrungsbezogen wahrnehmen, sondern als Sachinformationen über Gott ansehen. Damit wird Gott unter Umständen zur unverständlichen Sache, die man dann auch nicht mehr benötigt. Gott wird, wie Wolfgang Wieland sagt, "überflüssig". Dagegen kann man immer wieder aus der Bibel erfahren, wie sämtliche Gottesbilder mit unterschiedlichen Erfahrungen Gottes in Zusammenhang gebracht werden können. Die störenden und sperrigen Gottesbilder bei Tritocesaja und selbstverständlich auch in anderen Texten der Bibel können deshalb auch in positivem Sinne unsere festgefahrenen Vorstellungen stören und uns zur Auseinandersetzung mit den damaligen und heutigen Bildern und Erfahrungen von Gott anregen und letztlich zur Auseinandersetzung mit Gott und uns selbst.

Was war geschehen, dass nicht mehr an die Botschaft Deuterocesajas geglaubt wurde? Unter der fortbestehenden politischen Fremdbeherrschung durch Perser, Griechen und Diadochen wurde der politische Blick in Israel weiter, globaler bzw. universal. Es wurde nicht nur nach dem von Deuterocesaja bzw. vom Gottesknecht angekündigte Heil für Israel und Zion gefragt. Wenn Jahwe der einzige Gott

ist und er der Herr der ganzen Welt ist, wie steht er dann zu den Nichtisraeliten, den anderen Völkern? Wie verhält er sich zu den anderen Religionen dieser Völker? Welche Stellung nimmt dann das von Jahwe auserwählte Volk ein? Diese Fragen sind auch heute brandaktuelle theologische Fragen. Der theologische Auseinandersetzungsprozess und die unterschiedlichen Antworten auf diese Fragen lassen sich aus den jeweiligen Bearbeitungsschichten der tritojesajanischen Texte ablesen. Die Botschaft Deuterotesajas, der in der Gestalt des Gottesknechtes auch den Völkern das Recht bringt, scheint auf den ersten Blick verklungen zu sein. Wir begegnen hier wieder dem "vordeuterotesajanischen" Gottesbild, dem parteiischen Gott, der an der Seite Israels kämpft. Die Völker werden in diesem Konzept instrumentalisiert auf das alleinige Heil Israels hin. Erst auf einen genaueren Blick hin kann man erkennen, dass die Gedanken Deuterotesajas auch im Tritotesajabuch ihre Fortsetzung finden. Angesichts der zunehmenden Missstände in Jerusalem in frühhellenistischer Zeit, die zu einer inneren Zersplitterung des Judentums führten, haben Prophetenkreise nochmals radikal andere Möglichkeiten gedacht. Diese Gedanken finden sich in der Endredaktion des Tritotesajabuches, die wahrscheinlich zugleich die Endredaktion des Gesamtesajabuches ist. Da sich diese theologischen Reflexio-

nen in den Rahmenkapiteln der tritojesajanischen Texte finden, geben sie aber die Leserichtung für alle übrigen Kapitel an.

Jes 56, 3-7

- 3 Der Fremde, der sich Jahwe angeschlossen hat, soll nicht sagen: Sicherlich wird Jahwe mich ausschließen aus seinem Volk. Der Verschnittene soll nicht sagen: Siehe, ich bin ein trockener Baum.
- 4 Denn so spricht Jahwe: Den Verschnittenen, die meine Sabbate bewahren und das wählen, woran ich Gefallen habe, und festhalten an meinem Bund,
- 5 ihnen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen geben - besser als Söhne und Töchter: einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der nicht ausgerottet wird.
- 6 Die Fremden, die sich Jahwe angeschlossen haben, um ihm zu dienen und den Namen Jahwes zu lieben, damit sie ihm Knechte sein können, alle die, die den Sabbat vor seiner Entweihung bewahren und an meinem Bund festhalten,
- 7 ich werde sie zu meinem heiligen Berg bringen und in meinem Haus des Gebetes erfreuen. Ihre Brandopfer und Schlachtopfer werden zum Wohlgefallen auf meinem Altar sein, denn mein Haus wird ein Haus des Gebetes genannt werden für alle Völker!

8 Spruch des Herrn Jahwe, der die Verstoßenen Israels sammelt, ich sammle noch mehr zu ihm, zu seinen Versammelten.

Was hier formuliert wird, ist nicht nur radikal, sondern auch einmalig im Alten Testament. Jahwe nimmt sich hier zweier Gruppierungen an, die eigentlich vom Kult ausgeschlossen sind. Dies geht aus dem in Dtn 23, 2-9 genannten Gebot hervor: Dtn 23, 2-9 gebietet, dass keiner in die Versammlung (qahal) Jahwes aufgenommen werden darf, dessen Hoden zerquetscht sind oder dessen Penis verstümmelt ist. In die Versammlung Jahwes darf auch kein Ammoniter oder Moabiter aufgenommen werden, auch nicht in der zehnten Generation. Niemals dürfen ihre Nachkommen in die Versammlung Jahwes aufgenommen werden. In Jes 56 hebt Jahwe selbst seine Gebote auf! "Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um eine Korrektur der Hl. Schrift durch den göttlichen Autor derselben: ein Fall von Abrogation eines hl. Textes durch die Autorität Gottes." (Herbert Donner).

Den Verschnittenen wird angesichts des ihnen zwangsläufig fehlenden Nachwuchses durch die Setzung des Denkmals ermöglicht, dass ihr Name in ewiger Erinnerung bleibt. Das Denkmal wird dabei nicht nur als billiger Ersatz in Ermangelung von Nachkommenschaft angesehen, sondern als

noch wertvoller bewertet, es ist besser als Söhne und Töchter. Denn Jahwe selbst hat es gestiftet. Er selbst übernimmt an Sohnesstatt die soziale Pflicht und Verantwortung des Totengedenkens, das den Toten Anteil an der Gemeinschaft des Volkes gibt. Diese verwandtschaftliche Verantwortung hat dieselbe Qualität wie die besondere Bindung Jahwes an sein ausgewähltes Volk. Die prädestinierte Stellung des Denkmals bedeutet neben der bleibenden Erinnerung zugleich eine besondere Nähe zu Jahwe über den Tod hinaus.

Die Fremden, die eigentlich nicht ursprünglich zum Gottesvolk gehören, erhalten den Ehrentitel "Knecht", den Jahwe an die vergibt, die er besonders erwählt hat! Auch wird die Zugehörigkeit zum Volk Israel nicht mehr durch das Zeichen der Beschneidung besiegelt und die Einhaltung des Bundes durch die Befolgung der Gebote ermöglicht. Allein die Bewahrung des Sabbats und ein Jahwe "wohlgefälliges Handeln" reichen für die Zugehörigkeit zum Volk Gottes aus. Was man genau unter diesem wohlgefälligen Handeln verstehen soll, bleibt unklar, jedenfalls fällt auf, dass die Nennung der von Jahwe gegebenen und einzuhaltenden Gebote bewusst vermieden wird. Damit steht der Bund Jahwes prinzipiell auch Nichtisraeliten offen! Nicht mehr blutsmäßige Kriterien, sondern gottgefälliges ethisches Ver-

halten bestimmen die Zugehörigkeit zum Volk Jahwes.

Eine besondere Provokation liegt darin, dass das Privileg nicht verallgemeinert bzw. jedermann aus dem Volk zugesprochen wird, sondern einzig einer sozialen Randgruppe, die nach der Auslegung der geltenden Gesetze offensichtlich aus der israelitischen Gemeinde auszugrenzen war und der damit auch der Zugang zum Tempel verwehrt wurde. Die Kritik am üblichen Tempelkult, der die Privilegien den Priestern und Leviten vorbehielt, ist unverkennbar und lässt vermutlich die beginnende Hellenisierung der Priesterelite in Jerusalem durchscheinen. Die radikalen Propheten der tritojesajanischen Texte dürften in der allmählich entstehenden Gruppe der "Frommen" zu suchen sein.

Kritik am priesterlichen Kult scheint auch in der Bezeichnung des Tempels als Ort des Gebetes durch. Der Tempel ist hier nicht mehr nur die Wohnstatt Gottes, wo er vom entsprechenden Fachpersonal beopfert werden will, sondern der Tempel steht allen Gottsuchern offen (vgl. auch Jes 66,1). Während in den ersten Versen nur Einzelne, die Verschnittenen und die Fremden, zum Tempel zugelassen und im Gottesvolk aufgenommen werden, weitet sich in Vers 7 der Blick universal auf alle Völker.

Die theologischen Gedanken aus Jes 56 werden in den letzten Versen des Schlusskapitels fortgeführt, diesmal

von vorneherein universal auf alle Völker ausgeweitet in einem eschatologischen Geschehen. An die ganze Menschheit legt Jahwe die Kriterien an, die in Jes 56 bereits für Einzelne gelten. Am Ende des Jesajabuches verehren die Frommen der gesamten Menschheit, aus den Israeliten und aus den Nichtisraeliten, Jahwe als ihren Gott. Die Exklusivität Israels ist aufgehoben. Da die Nichtgläubigen in einem ewigen Gericht zugrunde gehen, kann man sogar sagen, dass die gesamte Menschheit Jahwe verehrt. Dieses neue Gottesvolk erhält auch einen neuen Namen: "Alles Fleisch". Diese Größe ist aus der Urgeschichte bekannt, wo sie alle Lebewesen, sowohl Menschen als auch Tiere, bezeichnet, bevor diese sich in die einzelnen Völker und Nationen aufsplittern.

Ähnlich radikale Gedanken wie in den Rahmenkapiteln der tritojesajanischen Textsammlung finden sich auch in weiteren späten Zusätzen des Jesajabuches (vgl. z.B. Jes 19, 18-25). Sie alle sind auf das Eschaton ausgerichtet, auf eine neue Welt, in der andere Kategorien gelten. Wir haben heute verlernt, mit eschatologischen Bildern der Bibel umzugehen. Sie waren in einer schwierigen Krisenzeit Ausdruck der Hoffnung auf eine neue heilvolle Zukunft. Mit Wolfgang Wieland könnte man definieren: Eschaton als eine Zwischenzeit, eine Zeit des Übergangs, ein "dazwischen" bis die neue Heilszeit da ist.

In der realen Geschichte des Judentums sind die radikalen Ansätze bei Tritojesaja nur eine Episode geblieben. Durchgesetzt im rabbinischen Judentum hat sich die Sicht der ersten fünf Bücher Mose, der Torah. Aber die theologischen Ansätze des Jesajabuches haben offensichtlich Anklang bei Jesus und in den frühen Christengemeinden gefunden. Auch für uns heute können die theologischen Gedanken im Jesajabuch ein Beispiel dafür sein, wie in Zeiten tiefster Gotteskrise darum gerungen wurde, in den persön-

lichen Lebenserfahrungen und politischen Widerfahrnissen einen Sinn zu sehen. Die Israeliten haben in Krisenzeiten, wo Gott unendlich fern schien, nicht den Glauben an ihren Gott verloren, sie haben einen neuen Zugang gesucht. Wenn überkommene Glaubensvorstellungen nicht mehr zu passen schienen, dann waren sie in der Lage, völlig neu über Gott nachzudenken. In diesem Sinne kann biblische Erwachsenenbildung auch heute immer wieder zu neuem Nachdenken über die Frage nach Gott anregen.

Anneliese Hecht

Wie finde ich das Glück in meinem Leben?

Das berühmte Zeitgedicht Koh 3, 1-8(-14)

Ein schwäbischer Mundartdichter beginnt seine Übersetzung des Koheletbuches so:

*Des hot r gsait, dr Prediger,
am David sei Soh,
der isch en Jerusalem Kenig gwä.*

*Soifablasa, Soifablosa,
hot der Prediger gsait,
Soifablosa, Soifablosa
Isch alles, Blosa.*

*Wa hosch von allem, wo d hosch,
wo de drfir abrackersch onder dr
Sonn?*

Und für die Nichtschwaben lautet die schriftdeutsche Fassung:
Worte Kohelets, des Davidsohnes, der König in Jerusalem war.
Windhauch, Windhauch, sagte Kohelet,
Windhauch, Windhauch, das ist alles Hauch.
Welchen Vorteil hat der Mensch von all seinem Besitz,
für den er sich anstrengt unter der Sonne?

Was ist das Thema dieses Beginnes des biblischen Koheletbuches? Unlängst hat es ein Mann aus Oberschwaben so formuliert: Was bleibt zwischem erschte Schnauferer und em letzscha Schnapperer? Net arg viel. (Was bleibt zwischen dem ersten Schnaufen und dem letzten Schnappen? - Nicht sehr viel.). Bevor wir uns der Frage zuwenden, was denn bleibt, zunächst noch eine Vorbemerkung:

Das Wort "Kohelet" wird normalerweise mit "Prediger" übersetzt, weil im Buch ein Mann schreibt. Aber im Hebräischen ist es eine weibliche Form. Also "Predigerin". Mit ihr oder ihm will ich nachdenken über eines der weltweit berühmtesten und bekanntesten Gedichte, das Zeitgedicht im Buch Kohelet. Es geht um

Die Frage nach dem Glück

Was ist Glück in einem Menschenleben, das bald ausgeschnauft ist? Wie kann ich Mensch glücklich sein? Diese Grundfrage der griechischen Philosophie beschäftigt unseren biblischen Verfasser, der in einer griechisch geprägten Zeit schreibt, besonders. Das

interessiert Menschen aller Zeiten, auch uns heute. Kohelet sagt: Das Leben ist so schnell vorbei wie ein Hauch. Schön wie Seifenblasen, aber schnell zerplatzt. "Jeden Menschen treffen Zufall und Zeit... Der Mensch kennt die Zeit nicht (wirklich). Manchmal verfängt er sich plötzlich in seiner Unglückszeit" (9,11f). Peng, zerplatzt das Glück. Manchmal überfällt es einen, das Unglück, manchmal das Glück. Warum, wir verstehen es nicht.

Was macht Zeiten gut oder schlecht? Können wir schlechte ändern und lernen, unser Leben so zu gestalten, dass wir glücklicher sind? Die vielen psychologischen Ratgeber sagen, man könne es, man solle positiv denken und mit ganzer Kraft wollen, dann gelinge es schon. Aber wir alle wissen, das reicht ganz gewiss nicht. Denn kein Mensch kann so vermessen sein zu denken, er hätte alles in der Hand oder könne alles in die Hand bekommen. Dann wäre er Gott. Gott spielen bekommt uns bekanntermaßen nicht. Blicken wir heute darauf, welchen Rat uns *Kohelet* gibt. Er oder sie sagt: Zuerst einmal schauen wir die Bedingungen an, unter denen wir leben:

Welche Bedingungen gibt es für das Glück in unserem zeitlichen Leben?

1. Unser irdisches Leben ist Leben in einer bemessenen, befristeten Zeit

Zeit ist nach der 1. Schöpfungserzählung genauso durch Trennung entstanden wie Raum: Trennung von Tag und Nacht, von Jahreszeiten, von Arbeits- und Ruhezeiten. Zeit ist immer Vorher und Nachher und Jetzt. Beim Raum gibt es das Gleiche: Da gibt es ein Nebeneinander, Hintereinander und Übereinander. Das bedeutet zum Beispiel: Wo ich bin, kannst Du nie sein. Dieser jetzige Augenblick deckt sich mit keinem aus der Vergangenheit oder der Zukunft. Es gibt Begrenzung von allem, was auf Erden ist. Kohelet sagt: Alles hat seine Stunde, hebräisch seine "Zman", alles hat sein zeitliches Maß. So kann *als Symbol* für diesen Aspekt *ein Maßband* dienen. Für alles Geschehen gibt es eine bestimmte, eine bemessene Zeit. "Et" steht da im Hebräischen. Martin Buber übersetzte das mit "Frist". Also ist jede Zeit befristet und trägt damit ein Ende in sich. Das meinen wir, wenn wir sagen: Sie ist de-terminiert. Glück hat ein Ende in sich, aber eben das Unglück auch. Gott sei Dank.

2. Unser Leben in der Zeit realisiert sich in Gegensätzen

Zeit und Raum trennen, und sie bilden Gegensätze, Pole, zwischen denen wir uns bewegen. Diesem Aspekt geht Kohelet im Zeitgedicht besonders nach. Er betrachtet das menschliche Leben in all seinen Vollzügen in 7 Doppelstrophen in seinem berühmten Zeitgedicht. Anhand der Übersicht im Anhang können die Aspekte gut in ihrer Anordnung betrachtet werden.

Sieben ist die Vollkommenheitszahl. Sieben meint hier also: das ganze Leben, in all seinen Gegensätzen, Grenzen, Abmessungen.

Die 1. Strophe sieht das Werden und Vergehen an. Wann wir geboren werden und wann wir sterben, wir haben es nicht in der Hand. Aber befristet ist unser Leben zwischen Geburt und Tod, das ist gewiss.

Die 2. Strophe bedenkt, wie Leben gefördert oder genommen werden kann.

Die 3. Strophe führt die gegensätzlichen Gefühle an, die uns im Leben begleiten zwischen Trauer und Freude.

Die 4. Strophe betrachtet das Leben von Mann und Frau unter dem Gesichtspunkt der Geschlechtlichkeit. "Steine werfen" meint wohl vom Zusammenhang her den Geschlechtsakt. So deuten es auch in der Antike die Rabbinen. Im Judentum gibt es durch

die Reinheitsgebote einen Teil des Zyklus der Frau, der für die sexuelle Gemeinschaft möglich ist, und einen Teil, der tabu ist, indem man sich enthält. Nähe und Distanz lebt man als Mann und Frau im Wechsel.

Die 5. Strophe benennt das Binden und Lösen oder anders gesagt, dass wir zu Zeiten zugehen auf Dinge und in anderen uns von ihnen lösen.

Die 6. Strophe nimmt das Zusammengehen und das Trennen in den Blick.

Die 7. Strophe fasst alles noch einmal zusammen unter den Stichworten lieben und hassen, Krieg und Frieden. Am Schluss steht genauso wie am Anfang des Gedichtes das Positive. "Frieden", das meint Heilsein, Ganzsein und Frieden. Das steht gewichtig am Ende. So sehen wir: Für Kohelet überwiegt das, was Sinn gibt - das Heilvolle - im Leben. Trotzdem gibt es die Gegensätze, zwischen denen wir uns bewegen. So ist neben der Strophenform die Gegenüberstellung formal am wichtigsten. Das ist die zweite Bedingung für das Glück.

In einem Augenblick können wir nicht beides verwirklichen: Wir können nur weinen oder lachen, lieben oder hassen, Leben heilen und stärken oder Leben schädigen. Mal erleben wir den zu uns sprechenden Gott und mal den schweigenden usw. Wir würden zwar oft Gegensätzliches gleichzeitig machen, aber das geht entweder nicht oder bekommt uns schlecht. Als *Sym-*

bol zur Vergegenwärtigung kann uns *ein schwarzes und ein weißes Tuch* dienen.

Luise Rinser schreibt dazu in einem ihrer Tagebücher:

"Ich habe im vergangenen Jahr etwas gelernt oder besser zu lernen begonnen, ich habe es aus der Bibel gelernt, aus dem Buch Kohelet; das (relative) Glück des Augenblicks erkennen. Das habe ich nie gekonnt. Immer war ich die Durchreisende, die nie irgendwo ankam. Schon als Kind. Höchste Freude: Zugfahren, zur schwäbischen Großmutter fahren. Kaum saß ich zehn Minuten im Zug, überfiel mich Traurigkeit: die Fahrt dauerte ja nicht ewig; sie war schon von Anfang an dabei, zu Ende zu gehen; und aus lauter Trauer darüber half ich mit, dass die Fahrt noch schneller zu Ende ging: ich stellte mir vor, sie sei schon vorüber und ich sei auf der Rückfahrt. Es gelang mir einfach nicht, die Stunde des Fahrens zu genießen, ich war der Reise samt Rückkehr längst voraus. Und das Seltsame: Dieses Nicht-im-Augenblick-Sein befriedigte mich in aufregender Weise. So war es auch später: ich war endlich irgendwo, wo zu sein ich mir lang gewünscht hatte, etwa zum ersten Mal in Paris oder Athen oder New York; da saß ich nun, und war doch nicht da, war schon wieder fort. Das Gegenwärtige galt nie. Wurzeln fassen, wenn auch nur für eine Weile, das gelang mir nicht.

Immer war ich schon weiter, immer war alles überholt."

Hier kommt noch ein weiterer Aspekt zum Ausdruck: die kostbare Zeit. Dafür mag als *Symbol eine Perle* dienen. Die dritte Bedingung für das Glück heißt demnach:

3. Kostbar ist der Augenblick

Es gilt, den Moment in der sich entziehenden Zeit wahr zu nehmen. Jetzt ist die Chance für das eine. Manches kann nur jetzt gewählt werden, oder die Chance ist vorbei. Manches findet nur in diesem Augenblick statt. Dadurch wird es kostbar. Angesichts der knappen, verstreichenden Stunden spielt die Intensität der Wahrnehmung eine Rolle. Der bekannte Medizinprofessor Grönemeyer hat unlängst gesagt: Es gilt, nicht dem Leben Jahre, sondern den Jahren Leben zu geben. Kostbar ist der *Augenblick*. Kostbar ist der Glücksmoment. Das bedeutet: Koste jetzt!

Die Frage, ob das gut oder schlecht ist, dass wir nur eines tun können oder eines aufnehmen oder verkosten, ist die falsche Frage. Das Leben ermöglicht nur eine Realisierung gleichzeitig. Die gegensätzlichen Realitäten - z. B. Freude und Trauer - kommen im endlichen Leben nicht zusammen. Es ist wie bei parallelen Geraden in der Mathematik. Sie kommen nicht zusammen in der materiellen Welt,

aber sehr wohl in der Unendlichkeit. So sieht das auch Kohelet, wenn er sagt "Gott hat die Ewigkeit in alles hineingelegt." Die mittelalterlichen Philosophen sagen zu dem Zusammenfall der Gegensätze in Gott: coincidentia oppositorum. So heißt die vierte Bedingung für das Glück:

4. *"Gott hat die Ewigkeit in alles hineingelegt."*

Als *Symbol* kann dafür *das Salzlicht mit der brennenden Kerze* darin dienen (Es handelt sich um durchscheinendes Material, was sonst, wenn es nicht von Licht erleuchtet ist, unscheinbar erscheint. Im rechten Licht aber zeigt es eine faszinierende Struktur.). Zwei kleine Beispiele aus meinem Leben mögen ein Licht darauf werfen, was ich an Ewigem ohne in den Dingen: Mit 18 Jahren hatte ich meine erste eigene Gotteserfahrung: Ich sah im Mai eine Löwenzahn-Wiese und hatte auf einmal das Gefühl, ganz tief mit allem Seienden und mit Gott verbunden zu sein. Ein andermal sah ich gelangweilte Gesichter in der Straßenbahn in Stuttgart. Auf einmal wandelten sie sich für mich in kostbare, liebenswerte und schöne Gesichter, die sie in Gottes Augen sind. Unser zeitliches Leben und die Welt enthalten immer etwas, das über sie hinausweist. Und über meine eigene Reichweite hinaus gibt es immer auch das, was ich als Mensch nicht gestal-

ten, aber wahrnehmen und nachvollziehen kann: z.B. Eine Beziehung zu einem Menschen habe ich nie in der Hand, weil ich den anderen letztlich nicht gestalten kann, selbst durch alle Liebe hindurch nicht. Durch Druckmittel kann ich erst recht keine Liebe erzeugen. Meine Geburt und meinen Tod habe ich nicht in der Hand und noch so vieles von den im Zeitgedicht aufgezählten Lebensvollzügen nicht. Und dennoch kann ich darin Gottes Wirken erfahren, der alles Geschaffene schuf und erhält und so seine Spur hineinglegte. Auch in meiner Gottesbeziehung kann ich manches konkret erkennen; und daneben gibt es den nicht einsehbaren Bereich, den ich nur in den Wirkungen wahrnehmen kann. Aber auch darin begegne ich Gottes Ewigkeit.

Nachdem Kohelet im Zeitgedicht den Bedingungen für das Glück nachgegangen ist, kann er innerhalb dieses Rahmens die Frage vom Anfang seines Buches "was bringt's" erneut stellen. Er fragt in V 9 noch einmal: Was bringt all das Rackern und schwere Schaffen und Wühlen? Oder anders formuliert:

Wie finde ich nun das Glück in meinem Tun?

Es kommt darauf an, von woher man es ansieht, auf den Blickwinkel, sagt Kohelet. Das ist es, was du beitragen kannst zum Glück - die Perspektive

des Betrachtens. *Schau es konsequent von Gott her an.* Dann entdeckst du:

Ein erstes (V 10f): *Das Schaffen ist der Schöpfungsauftrag Gottes an den Menschen.* Das Schaffen ist gottgewollt. Der Mensch hat die Aufgabe, die Erde zu bebauen, zu gestalten und zu bewahren durch sein Tun. Das befriedigt. Mit Sensibilität können wir Gottes Schaffen in unserem Tun in der Welt entdecken. Auch im eigenen Schaffen.

Ein zweites (V 12f): Das Glück definiert sich gar nicht zuerst über das eigene Tun oder die Arbeit. *Das Glück entsteht durch die Hinwendung.* Die Hinwendung zum Leben, durch Auskosten und Genießen des Lebens, durch die *Hinwendung* zum Jetzt, durch *Hinwendung* zu Menschen. Der Augenblick, das Jetzt, in dem ich lebe, kann und soll gestaltet werden (Beispiel.: Jeden Tag eine kleine Zeit des Genießens, z.B. ein Spaziergang, ein Musikstück hören, ein genussvolles Essen...). Und: das Glück besitzt man nicht, es ist eine Weise des Seins, nicht des Habens. Glück hat man nicht, man ist glücklich.

Ein drittes: *Glück ist, das Leben als Geschenk Gottes zu verkosten.*

Glück als Verkosten ist eine Haltung des Annehmens, nicht des Im-Griff-habens. Es ist Gabe Gottes. Ein glücklicher Mensch im Sinn Kohelets wird

nie sagen: Das habe ich verdient. Sondern: Das ist mir geschenkt. Das ist eine ganz andere Perspektive. Als *Symbol* dafür kann *ein eingepacktes Geschenk* dienen. Das Schöne daran ist das Auspacken, das Entdecken des Verborgenen. Es ist leicht und meist gar nicht anstrengend, anzunehmen, was uns Gott an jedem Tag schenkt. Wie wenige Menschen können das wirklich! Ich selbst übe auch, das mehr und mehr zu lernen. Ich staune, wie reich ein alltägliches Leben so wird.

So formuliere ich zum Schluss nun

Einige Kohelet-Antworten zur Frage: Was ist Glück für Menschen?

- Glücklich also bin ich, wenn ich mich freuen kann an meinem Tun. Meine eigene Erfahrung ist: Wenn ich ein Drittel Arbeit tue, die mir Freude macht, trägt sie zwei Drittel an Pflicht und sogar Ungeliebtem mit.
- Glücklich bin ich, wenn ich Gottes Gaben in vielem am Tag genießen kann, das Essen, Trinken, die Schöpfung, die Beziehungen.
- Glücklich bin ich, wenn ich das Göttliche in allem achten kann, seine Ewigkeit, sein Bleibendes und weiß, dass alles und alle über sich hinausweisen und in der Gottesbeziehung stehen. Das gibt allem eine ungeheure Wertschätzung.

- Glücklich bin ich, wenn ich nicht Gott spielen muss und alles selber machen, sondern wenn ich ihm trauen kann, dass er alles zum Guten wenden wird.
- Glücklich bin ich, wenn ich ihn fürchte, das meint: Ehrfurcht vor ihm habe. Ehrfurcht und Achtung sind die Antwort von uns Menschen auf Gottes Geschenk.
Der Mensch lebt glücklich, wenn er das sehen kann und annehmen. Die Wertehoheit und die Geschichtshoheit aber hat und braucht er nicht. Die bleiben bei Gott. Das betont Kohelet zum Schluss des Gesamttextes.

Wie kann das eingeübt werden?

frage ich zuletzt.

Wie kann ich das einüben, mit solcher Perspektive zu leben, dass so vieles Gottes Geschenk ist mitten in den Gegensätzen des Lebens? Goethe rät uns: Übe das ein mit deinem Atem. Täglich, stündlich, minütlich kannst du das tun: So schreibt er im Westöstlichen Diwan:

"Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich presst,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entlässt."

Oft und oft in meinem Leben habe ich das schon so geübt: Beim Einatmen nehme ich das Ja Gottes zu meinem Leben an, wie der Mensch in der zweiten biblischen Schöpfungserzählung durch den Atem, den Gott dem Menschen einbläst, zu einem lebendigen Wesen wird.

Beim Ausatmen gebe ich mich hinein und lasse das Meine, das Vergängliche los, damit ich neu empfangen kann.

So sage ich mit Kohelet: Es gibt eine Zeit zum Einatmen, und es gibt eine Zeit zum Ausatmen. Gott tut alles - auch dieses - zu seiner Zeit, auf vollkommene Weise. Er hat die Ewigkeit hineingelegt. Sein Geschenk.

Anmerkung zur folgenden Auflistung:
"Steinewerfen" und "Umarmen" meint wohl vom Zusammenhang her eine vornehme Umschreibung von sexuellem Beisammensein. "Schweigen" (V7) ist ein Schweigen angesichts übermächtigem Leid.

Das Zeitgedicht Kohelet 3, 1-8

Für alles gibt es eine Stunde,

und eine Zeit gibt es für alles Geschehen unter dem Himmel:

eine Zeit zum Gebären

eine Zeit zum Sterben,

eine Zeit zum Pflanzen

eine Zeit zum Ausreißen des Gepflanzten,

eine Zeit zum Töten

eine Zeit zum Heilen,

eine Zeit zum Einreißen

eine Zeit zum Aufbauen,

eine Zeit zum Weinen

eine Zeit zum Lachen,

eine Zeit des Klagens

eine Zeit des Tanzens,

eine Zeit zum Werfen von Steinen

eine Zeit des Sammelns von Steinen,

eine Zeit zum Umarmen

eine Zeit, sich des Umarmens zu enthalten,

eine Zeit zum Suchen

eine Zeit zum Verlieren,

eine Zeit zum Aufbewahren

eine Zeit zum Wegwerfen,

eine Zeit zum Zerreißen

eine Zeit zum Zusammennähen,

eine Zeit zum Schweigen

eine Zeit zum Reden,

eine Zeit zum Lieben

eine Zeit zum Hassen,

eine Zeit des Krieges

eine Zeit des Friedens.

Aspekte der 7 Doppelstrophen V 1- 8

1 werden und vergehen

5 binden und lösen

2 Leben mindern und fördern

6 trennen und verbinden

3 trauern und sich freuen

7 gegeneinander und miteinander

4 zusammen und auseinander

10 Ich sah mir das Geschäft an, für das jeder Mensch durch Gottes Auftrag sich abmüht:

verschafft er sich Glück, während er noch lebt,

11 Gott hat das alles zu seiner Zeit auf vollkommene Weise getan. Überdies hat er die Ewigkeit in alles hineingelegt, doch ohne dass der Mensch das Tun, das Gott getan hat, von seinem Anfang bis zu seinem Ende wieder finden könnte.

13 wobei zugleich immer, wenn ein Mensch isst und trinkt und durch seinen ganzen Besitz das Glück kennen lernt, das ein Geschenk Gottes ist.

12 *Ich hatte erkannt:* Es gibt kein in allem Tun gründendes Glück, es sei denn, ein jeder freut sich und so

14 *Jetzt erkannte ich:* Alles, was Gott tut, geschieht in Ewigkeit. Man kann nichts hinzufügen und nichts abschneiden und Gott hat bewirkt, dass die Menschen ihn fürchten.

Siegfried Welz-Hildebrand

Die heruntergestiegene Gottheit

Glauben begreifen im Bibliodrama

Es muss Anfang der achtziger Jahre gewesen sein, als ich Wolfgang Wieland wieder begegnete, den ich aus Zeiten des Theologiestudiums in Tübingen als Mitarbeiter am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie kannte. Diözesanbildungswerk und Katholisches Bibelwerk vermutlich waren die Veranstalter eines mehrtägigen Bibliodrama-Kurses im Jugendhaus Rot a.d. Rot. Dieser Ansatz einer kreativen, erfahrungs- und leibbezogenen Bibelarbeit, die die alten Texte ins Hier und Jetzt bringt, war für mich damals völlig neu. Was ich kannte, war die historisch-kritische Exegese, bei der die Exegeten eine einzige Vorlesung mit der Analyse evtl. eines halben Satzes zubrachten, eine Menge von Daten hervorbrachten, die sich für mich jedoch kaum mehr zu einem Ganzen zusammenfügten. So kam es, dass ich am Ende des Theologiestudiums der Bibel und ihrer Auslegung merkwürdig distanziert gegenüberstand und mich lieber an die systematischen Fächer Fundamentaltheologie und Dogmatik hielt. Die Tätigkeit als Pastoralreferent in der Ju-

gendarbeit brachte es jedoch mit sich, den Jugendlichen die Heilige Schrift auch persönlich zu erschließen und nicht nur Fakten über die Entstehung und Deutung einzelner Texte von sich zu geben. Der teilweise praktizierten etwas naiv-unmittelbaren, leicht frömmelnden Auslegung in manchen Bibelgesprächen gegenüber war ich skeptisch, suchte aber nach in der Praxis tauglichen Methoden und Instrumenten.

Da kam die Einladung zu einem Bibliodrama-Kurs gerade richtig. Dass Wolfgang Wieland mit in der Leitung war, erweckte bei mir einen großen Vorschuss an Vertrauen. Wenn ein ehemaliger Mitarbeiter des von mir als eigenständigen Denker sehr geschätzten Tübinger Theologen Max Seckler diese Sache auch betreibt, muss es doch Niveau und Qualität haben, so dachte ich mir.

Es ging in diesen Tagen im Jugendhaus Rot um das Jona-Buch, das zuvor in all den Jahren an der Universität nie irgendeine Rolle gespielt hatte. Nun

sollten wir, eine große, buntgemischte Teilnehmergruppe eine ganz neue Entdeckungsreise damit machen. Ein paar wenige Details und eine tiefgehende und einprägsame Erfahrung sind mir in Erinnerung geblieben: Morgenimpulse von Wolfgang Wieland, die oft in irgendeiner Form eine Körperwahrnehmungsübung mit einschlossen und anders waren als die kopf- und textlastigen Impulse, Meditationen und Gebetszeiten im Wilhelmsstift. Die Leitung, insbesondere Beatrix Moos und Ilsetraud Königer hatten jede Menge an Material herangeschleppt: Stäbe, Seile, Tücher, Instrumente, Symbole. Dieses Material wurde je nach Situation und Bedarf zum Experimentieren eingesetzt, die ganze Arbeit war prozesshaft - so würde ich heute sagen, damals habe ich eher vermisst, jeweils am Ende einer Einheit zu wissen, wie es in der nächsten weitergeht. Ich war es gewohnt, in fest vorbereiteten Abläufen zu denken und zu arbeiten. So gruben wir uns im Lauf der Tage durch die Jona-Geschichte, tauchten völlig in sie ein. Ich war fasziniert, dass man mit nur drei Seiten des Alten Testaments vier intensive Tage zubringen konnte.

Irgendwann gegen Ende des Kurses wurden die vielen Einzelübungen, Gespräche, Experimente wieder zusammengeführt zu einem "großen Spiel" im Plenum. Es sollte das dritte Kapitel, das kurze Propheten-Gastspiel des

Jona in Ninive gespielt werden. Die Rolle des Jona war vergeben, dazu hin viele Einwohner Ninives, Männer und Frauen, Handwerker, Seefahrer, Kaufleute, Sklaven - ein buntes Gewimmel. Kurz vor Spielbeginn wurde klar, dass Gott als Auftraggeber des Jona ja auch irgendwie präsent sein müsste, wenn auch nur in seinem Wort und sozusagen vom Himmel her. Da noch drei Teilnehmer übrig waren, beschlossen wir, die Gottes-Rolle kollektiv zu besetzen, sozusagen im Vorgriff auf die spätere Entwicklung trinitarischer Ideen. Wo hat Gott seinen Platz? Natürlich im Himmel - das war uns geschulten Theologengehirnen ohne weiteres Nachdenken schnell klar. Also stiegen wir zu dritt auf einen Tisch und standen dort, Rücken an Rücken, wahrlich steif und unbeweglich wie die Ölgötzen. Das (Biblio-)Drama zu Ninive nahm seinen Lauf. Der Aufruf unseres nicht übermäßig motivierten Jona zur Umkehr wirkte wie ein Funke an einem trockenen Heuhaufen: Er setzte eine Kettenreaktion unter den Einwohnern Ninives in Gang.

Im Nu war da ein kommunikativ-kreatives Durcheinander, neue, geradezu euphorische Gemeinschaft entstand unter den Einwohnern Ninives, man verbrüdete und verschwisterte sich, wo man sich zuvor noch übers Ohr gehauen und gestritten hatte - doch all das vollzog sich ohne uns dreifaltige Gottheit. Niemand beach-

tete uns, niemand brauchte uns, auch Jona nicht, der noch gar nicht fassen konnte, was er da angestoßen hatte. Es gab ein regelrechtes Fest der Umkehr und Versöhnung, nur wir "Götter" waren ausgeschlossen, standen völlig nutzlos einen Meter über dem Geschehen. Mir ging es immer mieser. In meiner Erinnerung brauchte es endlos lange, bis wir uns entschieden, von unserem Tisch herunter zu steigen, nicht aus Überzeugung, sondern weil wir von dort oben keine Chance hatten, noch einen Platz im dramatischen Spiel zu bekommen.

Ob es uns gelang, uns "auf Erden" noch als Gottheit Platz zu verschaffen, weiß ich nicht mehr. Was ich weiß ist, dass mir in dieser Stunde deutlich wie

nie wurde, was es heißt "Gott bei den Menschen", kein Gott der einsam irgendwo oben thront, sondern "Jahwe" als "Ich bin der ich bin da" bzw. "Immanuel" als "Gott mit uns". In der Erfahrung dieser Spielszene habe ich mehr davon begriffen als in vielen Stunden theologischen Studiums. Ich konnte diese Erfahrung noch öfters im Bibliodrama machen, dass im persönlichen und ganzheitlichen Experimentieren und Erleben sich mir biblische Szenen, Figuren und ihre theologischen Implikate erschlossen, schlüssig wurden, sicher subjektiv und situativ begrenzt, aber eindrücklich und nachdrücklich auf einer sehr existentiellen Ebene.

Christoph Gellner

Christsein inmitten der Weltreligionen

Wie kaum eine Generation vor uns erleben wir das Christentum heute als eine Religion unter vielen. Im Pluralismus heutiger Welterfahrung bedeutet Religiös-Sein unausweichlich Interreligiös-Sein. Als ständiger Horizont der Selbstreflexion auf den eigenen Glauben bilden die anderen Religionen eine Herausforderung wie nie zuvor. Die religionskundliche Erschließung nichtchristlicher Religionen, so wichtig und unerlässlich sie auch ist und bleibt, genügt dieser Herausforderung keineswegs. Es reicht nicht mehr aus, Kinder und Jugendliche in nur eine Tradition einzuführen. Zugleich muss auch das Verhältnis christlicher Glaubensüberzeugungen zu den Überzeugungen anderer Religionen gezielt aufgenommen werden. So ist christlicher Glaube heute im Gegenüber zu den maßgeblichen Gestalten und heiligen Schriften der großen Religionen der Menschheit verständlich zu machen. Christliche Schülerinnen und Schüler, die ihre eigene Religion benennen können, gibt es immer weniger. Interreligiöses Lernen muss verstärkt zu einem Bestandteil kirchlicher Bildungsarbeit werden. Haben

doch anspruchsvolle Formen interreligiösen Lernens mehr noch als in der Schule in der Erwachsenenbildung Platz. Auch wenn dies manche als tiefe Beunruhigung empfinden: Christsein ist ohne den Blick auf die Weltreligionen immer weniger leb-, ohne die bleibende Religionsvielfalt immer weniger denkbar.

Öffnung zur größeren Ökumene

Dank einer neuen dialogischen Verhältnisbestimmung von Christentum und nichtchristlichen Religionen ist es in den letzten Jahrzehnten weltweit zu zahlreichen Begegnungen gekommen. Ausgehend vom Bewusstsein, dass Religionen ähnliche Grundfragen beantworten, wurden tiefe Gemeinsamkeiten hinsichtlich Glaube, Ethos und Spiritualität entdeckt. Gewiss gibt es unleugbare Unterschiede zur innerchristlich-interkonfessionellen Ökumene, die auf die Herstellung der vollen, sichtbaren Kircheneinheit in Jesus Christus zielt, während es zwischen den Religionen primär um den Frieden geht. Trotzdem ist es sinnvoll von der "größeren Ökumene" der Weltreligio-

nen zu sprechen, weil damit die Religionen als Teil der Ökumene Gottes in den Blick kommen. Recht verstandene Ökumene, der es um die ganze bewohnte Erde geht, orientiert sich ja nicht nur an der Überwindung von Konfessionskonflikten, sie hat vielmehr das religionsübergreifende Handeln Gottes in der ganzen Schöpfung im Blick: die grenzenlose Universalität von Gottes Heilswillen, seines Geistwirkens, das zwar nicht überall einfach vorhanden, aber überall möglich ist und nicht an den Grenzen des Christusglaubens Halt macht (1 Tim 2,4). Ohne Aufgabe des Eigenen geht es darum, bleibend Unterscheidendes und Trennendes neu zu vermessen und zugleich die Gottese Erfahrungen anderer Religionen ernst zu nehmen, aus der Mitte christlichen Glaubens heraus die Existenz der Andersglaubenden als Andersglaubende vor Gott mitzubedenken. Christliches Selbstverständnis kann gar nicht umhin, angesichts der Glaubenszeugnisse anderer Religionen, ihrer vielfach beeindruckend hohen Kultur und Spiritualität nach ihrer Bedeutung im Heilsplan Gottes mit der ganzen Menschheit zu fragen. Ist die Pluralität von Religionen nur ein lästiges, zu überwindendes Übel - oder etwas positiv zu Würdigendes? Ja, will Gott möglicherweise nicht nur das Gemeinsame in der einen Menschheit, sondern ebenso die Unterschiede? Hängt davon doch entscheidend ab, ob und wieweit die bleibende Vielfalt

der Religionen, die mit dem Christentum viel an Wahrheit gemeinsam und doch ihre je eigene Wahrheit haben, als Ausdruck von Gottes Willen mit der Menschheit bejaht werden kann.

Um nicht missverstanden zu werden: Von einer pauschalen Religionsbejahung im Sinne einer unkritischen Anerkennung oder einer relativistischen Gleichmacherei alles Religiösen kann nicht die Rede sein. Und doch wurde mit der epochalen Religionenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils bewusst die traditionelle Selbstverabsolutierung aufgebrochen, die christlichen Glauben Jahrhunderte lang losgelöst, unter Absehung von den Transzendenzerfahrungen anderer Religionen bestimmte. Das eigene, unaufgebbare Glaubenszeugnis ist daher nicht länger auf Kosten oder mit dem Rücken zum Glaubenszeugnis der Anderen, vielmehr im Angesicht der Anderen zu bezeugen! Dabei gibt es durchaus unterschiedliche Beziehungen und Verflechtungen, Nachbarschafts- und Verwandtschaftsverhältnisse unter den Religionen. Gegenüber der pauschalisierenden Redeweise von Christentum und "nichtchristlichen Religionen" ist festzuhalten: das Christentum steht je verschieden zu den außerchristlichen Religionen. So nehmen in "Nostra aetate" zwischen dem äußeren Kreis, der die nichtabrahamischen Religionen umfasst - ausdrücklich erwähnt werden Hindus und

Buddhisten - und den dem Christentum am nächsten stehenden Juden die Muslime einen eigenen Platz ein. Gegenüber den biblisch-koranisch grundgelegten Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen den prophetischen Religionen - Stichwort: Ökumene der Kinder Abrahams - ergeben sich im Gespräch mit Buddhismus und Hinduismus ganz andere Verflechtungen. Die mystisch-asiatischen Religionsformen stellen denn auch ganz andere kulturell-religiöse Verstehensherausforderungen dar, insbesondere hinsichtlich der "letzten-ersten Wirklichkeit" (also der Gottesfrage) oder der Bedeutung von Person, Individualität und Geschichte. Doch erst beide Dialog- und Lernprozesse zusammen markieren die Herausforderung der religiös-pluralen Gegenwartssituation.

Christliche Identität im religiösen Pluralismus

Pluralität bedeutet nicht einfach das beliebige Nebeneinander durchwegs gleich gültiger Standpunkte. Das macht einen Dialog im Grunde überflüssig, indem es Religionen von vornherein als gleich wahr nebeneinander stellt. Einer Einebnung des unverwechselbaren Profils des je eigenen Glaubens ist ebenso zu wehren wie der konturenlosen Vergleichültigung unterschiedlicher, ja, sich widersprechender Wahrheitsansprüche. Stattdessen ist darauf hinzuwirken, "dass sich diffuse bzw. entscheidungsschwa-

che in Richtung markanter bzw. entscheidungsstarker Pluralität entwickeln kann", wie der katholische Religionspädagoge Rudolf Englert formuliert. Eine mit der Entschiedenheit für das Eigene verbundene Pluralität also, wie sie schon 1893 beim Weltparlament der Religionen in Chicago als Zielvorgabe umschrieben wurde: Jeder soll sich vom Geist der Anderen etwas zu eigen machen und dennoch seine Individualität festhalten und nach seinem je eigenen Gesetz wachsen. Was der Tübinger Ökumeniker Karl-Josef Kuschel jüngst für Juden, Christen und Muslime herausstellte, ist für interreligiöse Dialogprozesse generell zu fordern: "Nicht durch Selbstimmunisierung vor Anderen und Selbsterhebung über Andere, vielmehr im Aufeinanderhören geschieht Teilhabe an Glaubenserfahrungen der je Anderen. Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit wird durch Prozesse gegenseitiger Bereicherung überwunden."

Ebenbürtigkeit als unerlässliche Basis jedes Dialogs, wechselseitige Parität "auf gleicher Augenhöhe" bedeutet dabei gerade nicht, dass die unterschiedlichen religiösen Überzeugungen einfach austauschbar werden. Ottmar Fuchs macht zu Recht darauf aufmerksam: Gleichstufige Anerkennung bedeutet nicht, in den ethischen und religiösen Sachurteilen übereinzustimmen. So ist zwar eine Gleichheit

der Dialogbeteiligten zu bejahen, nicht aber die Gleich-Gültigkeit der Religionen! Ist doch die Andersheit zwischen Religionen (wie zwischen Konfessionen) immer auch mit einem inhaltlichen Wertgefälle gegenüber der je anderen Seite verbunden. Mit dem Anspruch, von der eigenen Glaubensüberzeugung her in Teilen oder im Ganzen "das Bessere" und "Richtigere" zu vertreten. Jeder fruchtbringende Dialog lebt davon, dass die Teilnehmenden glauben, dass sie zumindest partiell die "größere Wahrheit" auf ihrer Seite haben. Das macht es zugleich notwendig, einen solchen Wahrheitskomparativ auch dem jeweiligen Gegenüber zuzugestehen. Dadurch wird man nicht weniger zum Dialog fähig, sondern umso mehr, weil dann der Dialog nicht deswegen funktioniert, weil man sich nur auf das konzentriert, worin man sich einig ist bzw. werden kann. Dialogfähigkeit und Standfestigkeit schließen sich also nicht aus, vielmehr fordern sie einander. Die Wahrung des Eigenen und die Öffnung auf den Anderen bildet eine fruchtbare Spannung.

Toleranz genügt nicht

Dialog- und Urteilsfähigkeit setzt voraus, das Eigene im Licht der Herausforderung des Anderen neu durchzubuchstabieren. "Ich bin ich, weil du du bist, und du bist du, weil ich ich bin", formuliert der an der Kreuzung von jüdischer, islamischer, christlich or-

thodoxer und katholischer Kultur aufgewachsene bosnische Schriftsteller Dzevad Karahasan. "Ich weiß sehr wohl, dass ich ein Muslim bin, und beim Bekennen, beim Wahrnehmen dieser Zugehörigkeit zum islamischen Glauben half mir am meisten mein bester Freund, der bosnische Franziskaner Mile Babic", Theologieprofessor in Sarajevo. "Dank unserer Freundschaft machen wir uns unsere jeweilige religiöse Zugehörigkeit bewusst, wir artikulieren und vertiefen sie besser. Unter lauter Muslimen würde ich meine Zugehörigkeit zum Islam automatisieren und aufhören, sie als relevanten Teil meiner eigenen Identität zu empfinden."

Trotz des jüngsten Balkankriegs, der ihn ins deutsche und österreichische Exil zwang, wird er nicht müde daran zu erinnern, dass man gerade in Sarajevo auf fünf Jahrhunderte gelebte Multikulturalität verschiedener Religionen und Kulturen zurückblicken kann. Karahasan betrachtet dies als Modell für das künftige Europa. Fanden sich hier doch auf relativ kleinem Raum Vertreter aller vier Konfessionen zusammen, die Verhaltensformen suchen mussten, die ein gemeinsames Leben erträglich machten, indem sie Beziehungen aufbauten, die sich, so Karahasan, mit einem Goetheschen Ausdruck als "Toleranz ohne Gleichgültigkeit" bezeichnen ließen: "Angehörige der vier monotheistischen Reli-

gionen leben gemeinsam und einer auf den anderen bezogen, gezwungen, sich gegenseitig kennenzulernen und sich einzugestehen, dass die fremde Identität die Voraussetzung eines klaren Artikulierens und Verstehens der eigenen Identität ist." Dabei war auf der weiten Skala zwischen Verstehen, Respekt, Liebe und ausgesprochenem Misstrauen, unverhohlener Feindschaft und gezieltem Missverstehen alles möglich, "nur zwei Dinge waren absolut ausgeschlossen - gegenseitige Ignoranz der Identitäten und ein Verwischen der Unterschiede zwischen ihnen".

"Toleranz ohne Gleichgültigkeit": Karahasan bezieht sich damit auf Goethes vielzitierte Maxime, eine bloß herablassende Duldung des Verschiedenartigen, ein gleichgültiges Geltenlassen des Andersartigen sei zu wenig: "Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen." In der Tat ist einer Toleranz in der vagen Form bloßen Gewährenlassens entgegenzutreten, weil es ihr letztlich egal ist, was Menschen oder Religionen vertreten. Wir brauchen nicht eine gleichmacherische Toleranz der Schwäche, die alles abnickt und selbst krasses Unrecht gelten lässt. Vielmehr braucht es eine Toleranz der Stärke, die aus einer bewusst eingenommenen Offenheit für Unterschiede, ja, im Wissen um

die Unversöhnlichkeit lebensbedeutsamer Überzeugungen zur wechselseitigen Anerkennung, freien Achtung und Bejahung der Anderen in der Lage ist. Die in der Menschenwürde wurzelnde Religionsfreiheit und Toleranz sind denn auch Garantien menschlichen Zusammenlebens auf der Grundlage von Ebenbürtigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit in einer multireligiösen Gesellschaft. Dabei wird die wechselseitige Toleranz besonders dort gefordert, wo die Anerkennung der Anderen in ihrer Andersheit einem selbst schwerfällt.

Die Härte wirklicher Toleranz zeigt sich in der Anerkennung zwischen gleichberechtigt Verschiedenen - gerade im Dissens: "Zur eigenen Wahrheit", deutet der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg Goethes Toleranz-Maxime, "gehört unverzichtbar die Wahrheit der anderen Seite." Gewiss gibt es religiöse Praktiken und Überzeugungen, die nicht anerkannt werden können und doch toleriert werden müssen, soweit dadurch nicht Grundrechte Anderer verletzt werden. Doch kann Toleranz nicht alles zulassen. "Die Verpflichtung, den Anderen mit seinen widerstreitenden, abzulehnenden Überzeugungen zu tolerieren, weil er in seiner Person das Ebenbild Gottes trägt", formuliert der evangelische Theologe Christoph Schwöbel, "verpflichtet genauso, allen Bestrebungen Widerstand zu leisten, die die

Personwürde von Menschen antasten und das Ebenbild Gottes in ihnen negieren." Gerade so sind Kirchen und Religionsgemeinschaften herausgefordert dazu beizutragen, Pluralität und Verschiedenheit nicht nur widerwillig auszuhalten - tolerare -, sondern ihr aus der Mitte des je eigenen Glaubens heraus positive Bedeutung, ja, einen eigenen, zu schützenden Wert zuzumessen. Dieser solidarische Einsatz für die Andersheit der Anderen muss aus dem Selbstverständnis jeder Religion und ihren Ur-Kunden überzeugend begründet werden. Hier liegen die unverzichtbaren Friedens- und Humanisierungspotentiale der Religionen. Um trotz nichtverhandelbarem Dissens in letzten Glaubensüberzeugungen eine schätzende und schützende Haltung Menschen anderer Religionen gegenüber zu entwickeln, können und müssen Religionen ein Motivationspotential für das gedeihliche Zusammenleben wirksam machen, das die gegenseitige Anerkennung aus den je eigenen spirituellen Quellen freilegt und damit jeglichen religiösen Fundamentalismus verunmöglicht.

Was gewinnt mein Christsein durch den Dialog mit Anderen?

Was interreligiöse Bildungsarbeit für mich heute besonders wichtig macht ist die Überzeugung, dass die Selbstreflexion des Christseins im Kontext der größeren Ökumene der Weltreligi-

onen zu einer neuen Selbstvergewisserung des christlich Unterscheidenden beiträgt. Wird doch am Anderen und Fremden das Eigene oft erst deutlich, hebt es sich in seiner Eigenart ab. Im Dialog mit Andersgläubender lassen sich die Stärken wie auch die blinden Flecken der eigenen Religion intensiver wahrnehmen. Von den spirituellen Quellen, heiligen Schriften und Traditionen anderer Religionen her erscheint der Kern des Christlichen in neuem Licht. Durch die wechselseitige Herausforderung und Bereicherung gelangen wir zu einer neuen Tiefe und Weite im eigenen Glauben, zur Wiederentdeckung von vergessenen oder an den Rand gedrängten Potentialen der eigenen Überlieferung, in mancher Hinsicht vielleicht auch dazu, Einseitigkeiten zu korrigieren. Gerade dies ermöglicht es, das Eigene im Spiegel des Anderen neu, besser und womöglich tiefer zu verstehen. So gewinnt die Einzigartigkeit Jesu Christi erst im Vergleich mit den großen Leitfiguren der anderen Religionen - Mose und Muhammad, Buddha und Krishna - deutlicheres Relief und unauswechselbare Kontur.

Dabei geht es um ein wechselseitiges Lernen "von Glauben zu Glauben", das alle Beteiligten verändert, indem es sie tiefer zur Wahrheit ihrer eigenen Überlieferung und gerade so zur je größeren Wirklichkeit Gottes führt, die man im Dialog umfassender zu

verstehen hofft. Gerade dies vermag unsere Wahrnehmung der wahren Universalität Gottes zu vertiefen und unser christliches Glaubensbewusstsein für Facetten des göttlichen Geheimnisses durchlässiger zu machen, die wir selber noch nicht entdeckt oder wahrgenommen haben. Im Zugehen auf die Glaubenszeugnisse und maßgeblichen Gestalten nichtchristlicher Religionen kann daher auch für Christen Neues entdeckt werden, das bei uns selbst unterbelichtet oder in Vergessenheit geraten ist (etwa die kosmische Einbettung, die Ehrfurcht vor allen anderen Lebewesen bzw. Geschöpfen, Formen der Meditation und der Achtsamkeit usw.). Dabei lernen wir vielleicht manches zuerst bei Anderen kennen, was wir dann auch in

der biblisch-christlichen Erfahrungstradition wieder oder erstmals entdecken. Absolut ist für den christlichen Glauben letztlich nur Gott selbst: Die ganze Wahrheit, die Gott ist, kann von keinem Menschen, von keiner Religion je vollkommen erfasst werden. Glaubenslehre, Gottesdienstpraxis und Verhaltenskodex einer Religion sind daher insofern relativ, als sie Zeugnischarakter haben, von sich wegweisen auf Gott als Grund ihres Zeugnisses. Damit werden alle falschen Absolutheitsansprüche relativiert, ja, dadurch erfährt der Glaube die Kraft zur Selbstrelativierung, die nicht zum Relativismus führt, es vielmehr ermöglicht, bei aller Unbedingtheit, "feste" Überzeugungen nicht an die Stelle Gottes selbst zu stellen.

Adalbert Kuhn

"Anderen Begegnen"

Christlich-Islamischer Dialog in der Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Seit Jahren werden in den Bildungswerken, Kirchengemeinden und Verbänden immer wieder Informationsveranstaltungen zum Islam angeboten, teilweise als Einzelveranstaltungen, teilweise in Form von Reihen. Immer wieder werden bei solchen Veranstaltungen neben Ängsten auch gute Erfahrungen mit Muslimen im eigenen Umfeld und die überraschende Erkenntnis "Wir sind überhaupt nicht so verschieden" angesprochen. Ebenfalls schon länger werden Moscheeführungen organisiert. Die Weltethos-Ausstellung (Stiftung Weltethos von Prof. Hans Küng) wurde häufig gezeigt und von Begleitveranstaltungen umrahmt.

Mittlerweile sind zu diesen Informationsveranstaltungen Dialogveranstaltungen hinzugekommen, bei denen Muslime und Christen als Referenten und Gesprächspartner mitwirken. In Veranstaltungsreihen z.B. zum Thema "Abraham" findet immer wieder auch die Beschäftigung mit den drei monotheistischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam statt.

Ein weiteres Feld ist der kulturelle Dialog, der z. B. anhand von "Literatur aus dem arabisch-islamischen Kulturkreis" Einblicke in die jeweils andere Kultur und ihre Traditionen gewährt. Hierzu gehören auch die Beschäftigung mit islamischer Mystik, der Kunstgeschichte des Islam und musikalische Veranstaltungen.

Besonders erfreulich ist es, dass es an verschiedenen Orten inzwischen auch regelmäßige Dialogveranstaltungen gibt, so z. B. die Reihe "Christen und Muslime im Gespräch" in Esslingen (seit Mai 2001) oder seit über 25 Jahren den Deutsch-türkischen Frauenkreis in Wernau, getragen vom Katholischen Deutschen Frauenbund. Daneben ermöglichen Deutschkurse Gespräche über Religion / Kultur und somit Begegnung und Integration. Diese nachhaltigen Angebote schaffen Beziehung und ermöglichen es, anderen zu begegnen, und gleichzeitig, die eigene Identität als Christ/in verstärkt zu reflektieren. So wachsen Vertrauen und auch die Möglichkeit und Bereit-

schaft, heiße Eisen miteinander zu besprechen.

Um möglichst viele Menschen in den Dialog und die Begegnung einzubeziehen, werden inzwischen niederschwellige Begegnungsangebote gemacht, die neben kurzen Informationen vor allem die Begegnung und das Gespräch in den Mittelpunkt stellen, wie z.B. das Fastenbrechen oder ein gemeinsamer Adventsnachmittag. Wenn sich aus diesen Veranstaltungen dann, wie in Leinfelden, wo sich Wolfgang Wieland seit Jahren ehrenamtlich im Ausschuss Erwachsenenbildung engagiert, aus der ersten Veranstaltungsreihe 2002 gegenseitige Besuche in Familien und eine Hausaufgabenbetreuung für muslimische Kinder ergeben, dann ist dies ein gelungener Ansatz von Integration und kulturellem Miteinander, das auch dem sozialen Frieden auf kommunaler Ebene dient.

Viele der Veranstaltungen finden in Kooperation mit kommunalen Trägern, in ökumenischer Trägerschaft und mit anderen Institutionen statt. Der Dialog wird mit den örtlichen Moscheevereinen unterschiedlichster Art geführt.

Ein besonders wichtiges Feld ist die Weiterbildung und die Arbeit mit Multiplikatoren. So werden in der Erzieherinnen-Weiterbildung "Kennen, wertschätzen, annehmen - Muslimische Kinder in unseren Kindergärten"

Erzieherinnen über den Islam informiert und angeleitet, die kulturellen und religiösen Traditionen praktisch in den Kindergartenalltag einzubeziehen. Der Theologische Studienkurs für Frauen "Der andere Blick" bietet ein interreligiöses Modul an. Die Katholische Akademie Hohenheim veranstaltet immer wieder Tagungen zum Islam, zum Dialog und hat ein Dialogforum aufgebaut, das derzeit dazu beiträgt, dass sich Fraueninitiativen in diesem Bereich vernetzen.

Christlich-Islamischer Dialog in der Erwachsenenbildung der Diözese Rotenburg-Stuttgart trägt zu interreligiöser und interkultureller Begegnung bei, unterstützt die Integration, fördert Begegnung und Toleranz und damit ein friedliches Zusammenleben bei uns. Einem Auseinanderdriften der Kulturen und Religionen ("clash of civilizations") setzt die Erwachsenenbildung die Begegnung und das Gespräch entgegen und versucht so, auch zum Frieden beizutragen. Gerade in dieser Zeit stellen sich weitere Herausforderungen im Dialog: Einmal die theologische Auseinandersetzung um das Gottes- und Menschenbild, die aushält, dass es Unterschiede gibt, aber auch die Gemeinsamkeiten herausarbeitet. Die Fragen von Glaube und Vernunft, Religion und Gewalt wie auch nach der gemeinsamen Verantwortung der Religionen für eine gerechte, solidarische und friedliche Welt und für einen

achtsamen, pflegenden Umgang mit der Schöpfung bleiben Herausforderungen im Dialog. Daneben braucht es noch mehr Begegnungsmöglichkeiten, um sich gegenseitig im Alltag zu erleben und über Fragen der Lebensorientierung und Alltagspraxis ebenso zu sprechen wie über gelingende Beziehungen in der Familie und Nachbar-

schaft. Der Dialog erfordert es, den eigenen Glauben und die eigenen Überzeugungen persönlich zu formulieren und so Abschied zu nehmen von formelhaften Aussagen. Dies kann zur Reflexion der eigenen Glaubenspraxis führen und zur Entdeckung der eigenen und gemeinsamen spirituellen Kraftquellen.

Gerhard Glaser

"Zum Nachdenken und Schmunzeln

Freundschaftliche Bei-Träge"

"Lieber Kellner in Kos als Bischof in Rom" - mit diesem Eigenzitat ist schon ein Anfang genommen, um die Festschrift für Dich, lieber Wolfgang zu beschweren.

Hier werden Ferne und Wirklichkeit in einer Art und Weise verbunden, wie es nur ein sprichwortartiger Satz leisten kann, ohne dass dieser Leistung und Nutzen bedeutet. Wir beide sind ja beides nicht geworden, obschon Du - um gleich ein dickes Lob zu schreiben - sicherlich zu beidem allerlei Fähigkeiten hast, aber - Deo gratias - können wir uns zurückhalten und das erfahren, was mit zum Schönsten des Lebens gehört: "lieber ... als".

Weil wir über viele Jahre hin den "Grundkurs Glauben" durchgeführt, angefangen, konzipiert und uns selbst ab-geschrieben haben, möchte ich zunächst Dir und dann auch den LeserInnen in den folgenden zwei ersten Teilen einige Dinge ergänzen und so Verschiebungen und Verquerungen anfügen, die freilich nicht vom Mitmachen und nicht vom Lesen des Kurses dispensieren (das zum Thema Werbung!). Der dritte Teil ist eine unautorisierte

Mitschrift während einer Urlaubsreise in den Süden, den auch Du so gerne hast...

Diese Erweiterungen stehen alle unter dem eschatologischen Vorbehalt, vor allem aber entziehen sie sich jeder Systematik, gehören vielmehr saltatorisch zu einem Gespreche, das sich im Weiterbewegen des Entgabelungsvollzuges fast wie von allein ergibt.

Teil 1

Im Bild von Frau und Mann erkennen wir Gott Entgabelung im Gespreche

Als Zitat verstanden weist dieser Satz auf den Schöpfungsbericht im Buch Genesis zurück. Als Hinweis verstanden können viele andere Bibelstellen mit in Betracht gezogen werden.

Innerhalb eines bestimmten Erfahrungsweges und dessen Erkennen bildet dieser Satz die Grundaussage im fünften Teil vom "Grundkurs Glauben". Der hinzugefügte Untertitel mutet zunächst fremdartig an und ist auch so gemeint. Es ist der Versuch sich nicht mit fertigen Feststellungen zufrieden

zu geben: was meinen "im Bild", das "Und" von Frau und Mann, das "Erkennen", das "Wir-Selbst", "Gott".

Zu dieser Grundaussage trifft der Untertitel eine dreifache Akzentuierung:

Einmal - die Bewegung der Entgabelung,

dann - die sammelnde Streuung im Gesprenge,

drittens - das "Im" als eine Weise wie wir sind und leben.

Zum ersten Akzent:

Damit wir uns nicht in letztlich ausweglose Situationen der Bestimmung dessen, was wir als Frauen und als Männer sind, verirren, wird meistens von Menschen geredet. Dies ist aber eine zwar richtige, aber abstrakte Vereinheitlichung. Menschen gibt es nur different: als Frauen und Männer. Jedoch auch in dieser Unterscheidung können die nächsten Schritte ausweglos werden: entweder man nimmt diese Differenz biologisch oder sozialgesellschaftlich. Beides ist richtig, zeigt aber wiederum nur in eine begriffliche Auseinandersetzung. Entweder geht es dann um den sog. kleinen Unterschied, der festliegt, wichtig oder unwichtig ist; oder es geht um den großen Unterschied, der im Bereich des Sozialen und Gesellschaftlichen an-, ab- oder auserzogen werden muss. Es ist offensichtlich schwer in die Bewegung des Verhältnisses von Frauen und Männern selbst zu schau-

en. Also nicht nur auf die eine oder/und andere Seite, sondern auf und in den brückenden Unterschied selbst. Dieser Unterschied bewegt sich saltatorisch. Es handelt sich um eine dem Tanz ähnliche Bewegung. Für diese Bewegung, aus der die beiden Geschlechter immer wieder hervorgehen, findet der "Grundkurs Glauben" das Wort der Entgabelung. Das "Bild" der Entgabelung entstammt - wie wir Menschen auch - der Natur als dem Gesamten des Nichtlebendigen und Lebendigen auf dieser Erde und im Weltall. Beispielhaft sei auf die Entgabelungen des Blitzes, der Flussmündungen, der Verzweigungen der Äste und Pflanzen, der gestalthaften Doppelstruktur des Leibes - man denke z.B. an die Lungenflügel - und vieles andere mehr hingewiesen. Aber auch so etwas Abstraktes und doch auch Konkretes - denn wir können sie weder verkürzen noch verlängern - wie die Zeit ist entgabelt. Ein schönes Gedicht von Paul Celan beginnt: "Wie sich die Zeit verzweigt, das weiß die Welt nicht mehr, wo sie den Sommer geigt, vereist ein Meer". Die Bewegung im Vorgang der Entgabelung lässt sich beschreiben, vor allem aber vollziehen. Es ist ein von der geraden Linie abweichendes Vorgehen, dann ein teilweise Zurückkommen, ein An- und Innehalten, wodurch sich ein gewisser Schnittpunkt ergibt, von dem aus dann in eine andere Richtung wieder vorgegangen wird. Diese Bewegung

kann das Beziehungsgeflecht von Frauen und Männern zueinander, mit- und gegeneinander beschreiben. Darauf kommt es an. Es geht darum, dass dieses singuläre Verhältnis nicht idealisiert, nicht abstrahiert und auch nicht in einer fixierten Vorhandenheit vorgestellt wird. Frauen und Männer erfahren sich in dieser Vollzugsbewegung der Entgabelung.

Zum zweiten Akzent:

Die sammelnde Streuung im Gesprenge - das gesamte Leben des Menschen ist eingelassen in ein Mit- und Gegeneinander auf andere Menschen zu, auf und in der Natur und vom Glauben her gesehen auch und gerade auf Gott hin. Während wir in der Vergangenheit vor allem im christlichen Bereich, aber auch in der Übernahme des antiken Kosmos eher an eine z.T. auch hierarchisch gestufte Ordnung dachten, wenn wir das Gesamte angeschaut haben, dieses Ganze auf einen "Nenner" bringen wollten, ist heute diese Ordnung so nicht mehr erfahrbar. Für diese grundlegende Veränderung der Welterfahrung soll zunächst die merkwürdige Formulierung "sammelnde Streuung im Gesprenge" stehen. Man kann natürlich sofort einwenden: eine sammelnde Streuung ist ein Widerspruch in sich, das geht doch gar nicht; man vergisst aber dabei, dass auch die Annahme einer Ordnung stets ein nicht vorhandenes Ganzes gemeint hat; selbst bei einem doch

genauen Denker wie Kant bleibt ein utopischer Rest, den er dann mit dem Glauben verbindet, dass die menschliche und die naturhafte Welt doch irgendwie zusammengehen müssen, damit so etwas wie Glück, wie Heil und Hoffnung möglich ist. Das Wort "Gesprenge" ist ein selten gebrauchtes Wort, findet sich aber in einer Vielfalt an Bedeutungen im Grimmschen Wörterbuch beschrieben. Es ist hier nicht möglich, diese Vielfalt aufzuzählen und zur Kenntnis zu bringen. Wer sich dafür mehr interessiert, möge dies durch Eigenlektüre tun.

Das Verhältnis der Entgabelung von Frauen und Männern weitet sich in die sammelnde Streuung im Gesprenge. Damit wird das singuläre Verhältnis als ein singuläres nicht aufgehoben, sondern eingestreut und gesammelt im Gesprenge der gesamten Natur, der Welt und des menschlichen Lebens. Ein Gesprenge kennzeichnet sich aus durch das Sprengen, Springen und Abgesprengt-werden, durch das Abgesprungen-sein. Dem Gesprenge begegnet der Bergarbeiter im Gestein genauso, wie der Gläubige und Kunstliebhaber im Kirchenraum, wenn er über einem gotischen Altar ein Gesprenge sieht. Das moderne Wort lautet: Vernetzung gibt aber nur dem sammelnden Anteil im Wort "Gesprenge" recht, während das Ab-Springen, das Ab-Weichen in unserer heutigen Vorstellung von Vernetzung und Netzwerk etwas verdrängt wird. Gesprenge

aber meint gerade den Vollzug von beiden Bewegungen: Sammeln und Zerstreuen. Keines hat einen Vorrang. Es kommt nun viel darauf an, dass dieser Vollzug im Gottes-Bild, im Bild als Erscheinen, bemerkt, aufmerksam wahrgenommen und als ein Widerfahrnis erfahren wird. Das "Bild Gottes" (entgabelt als Bild des Menschen, der Gottesbild ist und Bilder schafft; aber auch als bildloses Bild von Gott) zeigt für den christlichen Glauben eine innere und weltliche Bewegtheit. Diese kann in der Entgabelung und in der sammelnden Streuung im Gesprenge deutlicher werden. Gott ist für die Christen kein monolithischer Block - übrigens ist selbst ein Steinblock nicht völlig kompakt, sondern geschichtet, geädert und gestreut, sondern er wird wie in einem Erfahren von Gesprenge erfahrbar und so dann auch gedeutet. Von hier aus spüren sich Risse und Wege zu einer - vielleicht auch mit wie gegen die anderen Weltreligionen möglichen - anderen, fremdartigen, aber doch Heimat gebenden Sicht auf die christlich gedeutete Trinität.

Zum dritten Akzent:

Das "Im" als eine Weise, wie wir sind und leben. Dass überhaupt versucht wird, über das "Im" etwas zu schreiben und zu sagen, ist schon ein Wagnis eigener Art. Im Haus zu sein, in der weiteren Umgebung zu suchen, die Eine im Anderen, in der Mitte des Lebens,

im Krug ist Wasser oder eben nichts, im Bild von Frau und Mann erkennen wir Gott - diese Andeutung eines vielfältigen Gebrauchs des kleinen Wörtchens "in" macht ratlos und heimisch zugleich. Es lässt sich zeitlich, räumlich und auf viele Arten und Weisen einsetzen. Diese Pluralität soll gewahrt bleiben. Es wird auch kaum möglich sein, durch diesen dritten Akzent das Wichtigste in der Erfahrung des "In" und "Im" zu verdeutlichen.

So soll ein ausweichender, indirekter Weg beschritten werden. Einmal eine kurze Abgrenzung. Dann eine Verschiebung.

Die Abgrenzung warnt, dass wir nicht in den Fehler verfallen, eine Erfahrung des "In" sei nur räumlich möglich. Also in der Schale befinden sich Äpfel und Birnen. Dagegen haben die christlichen Theologen zurecht bei ihren vielen Versuchen zur Christologie und Trinitätslehre dieses "In" angewendet: schon die Wendung der einen Person in zwei Naturen oder die Trinität in drei Personen lässt etwas aufleuchten, das nicht räumlich, zumal nicht geometrisch messbar gemeint sein kann. Ich komme in zwei Minuten wieder, zeigt auch zeitliche Erfahrungen. Und so gibt es hier viele Möglichkeiten. Die zweite Abgrenzung warnt davor, dass wir das In uns vorstellen wollen. Ein vorgestelltes In ist vom Vollziehen des In weit weg. Dies ähnelt dem Unterschied von Beten und Theorie übers Beten.

Die Verschiebung eröffnet eine Zugangsweise, die vom Indirekten lebt. Es ist eine der wunderbarsten Erfahrungen menschlichen Lebens, das nicht alles direkt getan und gesagt werden muss. Hier könnte man geradezu von uns Menschen schreiben, wir sind im Indirekten lebende Wesen. Das In hat zwei Tendenzen: einmal ein "Un" oder Nicht und auch ein Gegen, Gegenüber, Gegen ... hin; zum zweiten ein In als ein zeitliches und räumliches In, ein sich Ausrichten auf, ein sich Entfernen und so Nähern. Diese beiden Tendenzen verschieben also das eher statisch auffassbare In in die Richtung des Beweglichen, in Richtung des "Para", neben her, parallel zu, an der Seite von und so in und bei dem, was mich betrifft und angeht.

Im Gesprenge kann dann heißen, dass die Entgabelungsbewegung von Frauen und Männern zeitlich und raumhaft so geschieht, dass sie bei einander, in einander und parallel sich ereignet. Es ist eine Bewegung, die Frauen und Männer bei der ihnen eigenen und sie entlassenden Geschlechter-Differenz sein und leben lässt. Sie bewahrt uns vor dem Besitznehmen, sie ermöglicht Bezug und Bezüge, sie verabschiedet ein Wirklichkeitsverständnis, das aus Vor- und Zuhandem besteht, aus Feststellbarem und Mobilem. Sie eröffnet ein In des Freiseins. Diese Verhältnisse streuen und sammeln, sie eröffnen ein Gesprenge. So verändert sich unser Bild Gottes. Denn auch in

Gott ist dieses In des Gesprenges. Vielleicht war hier ein Ziel der theologischen Überlegungen, die eine Mitte hat in der Peri-Chorese, ein Wort für den Um-Tanz Gottes selbst.

Teil 2

Wenn du nicht da bist, denke ich an Dich.

Wenn du da bist natürlich auch. Denn es gibt nichts, was so da ist, dass es da sein kann ohne Nichtdasein. Das ist bei dir so, das ist auch bei mir so, das ist bei jeder und jedem von uns. Selbstnähe setzt Selbstentzug "voraus". Es geht um die Abwesenheit. Abwesen ist ein performativer, eschatologischer Euphemismus. Es ist ja schon verwunderlich, mit welchem Aufwand, die Religionen, hier auch das Christentum, die grundlegend menschliche Erfahrung der Abwesenheit übertünchen. Nur hilft es wenig. Immer wieder gehen Risse auf. Immer wieder öffnen sich Spalten. Immer wieder ist es ein weites Feld, um zu zitieren. Immer wieder weht der Geist, wo er will. Vielen Frauen und Männern fällt dieser zweite Teil des Grundkurses besonders schwer. Sie sind zu sehr theoriebelastet. Was nicht sein kann, darf nicht sein. Die Wirklichkeit ist durch und durch theoretisch. Das ist die große Anwesenheit. Nichts gegen das Wissen, oder doch? Nichts gegen die Theorie, oder etwa doch? Nichts gegen die Praxis,

die eng mit der Theorie verschwistert ist, oder etwa nicht?

Ein Euphemismus. Da soll also etwas gut geredet werden. Was vielleicht so gar nicht ist. Denn das Abwesen ist eher negativ. Keine Ferien sind keine Ferien. Kein Geld ist kein Geld. Keine Schokolade ist keine Schokolade. Und kein(e) alles lässt sich so sagen. Und doch ist es genau anders herum. Es gibt nichts, was so da ist, dass es da sein kann ohne Nichtdasein. Denn nichts ist da, wo wir sind, wo Du bist, wo ich bin. Denn wäre etwas oder jemand da, wo du bist, dann wärest Du oder ich oder wir nicht da. Immer besteht ein Unterschied, eine Abwesenheit zwischen allem und Dir, mir und uns. Nichts ist so da, dass es nicht zuerst weg ist. Hier nähern wir uns der Freiheit, die ja dann anfängt, wenn ich frage, ist der Platz neben dir noch frei? Eine Freiheit, die nicht am Anderen ihre Grenze, sondern an der Freiheit der Anderen und der Fremden ihren Ausgang, ihr Hoch-Fest hat. Wie viel Euphemismus (Wohl-Sagung) bringen wir auf, damit Abwesenheit erfahren werden kann?

Gott ist grundsätzlich abwesend. Und als Abwesender ist er da. Gott hat keine Bedeutung wie alles andere. Die schier verzweifelte Suche nach der Bedeutung Gottes, nach dem Begriff Gottes ist letztlich bedeutungslos und greift ins Vorhandene.

Und noch einmal zum Auswendiglernen, zum Lernen par coeur: Solus est

deus qui frustra numquam quaeri potest, nec eum inveniri non potest. Allein Gott wird nicht vergeblich gesucht, obwohl er nicht gefunden werden kann. (Bernhard von Clairveaux, De consideratione 11, 24).

Wer diese Erfahrung macht, wem sie widerfährt, der erkennt die christliche Zeit, die Zukunft ist, die Chancen birgt, die eschatologisch sich vollzieht. Wer so in und mit seinem Leben spricht, dieses vollzieht, der lebt performativ, letztlich durch jede Form hindurch.

Teil 3

Montag 12.15 Uhr

Daran dachte ich nicht, dass ich hier sein werde, hier vor dem Papstpalast in Avignon, direkt gegenüber, alle sind weggegangen, hier allein als ob ich schon stunden-, tagelang hier säße, hier wäre, lebte, das Tagebuch gibt jene Momente mit, die alle touristischen Gewohnheiten überschreiben, vorschreiben und so einen Blick des schon immer Hierseins, ja Hierhergehörens frei geben. In der Tasche "Rilkegedichte", beim Herfahren habe ich einige Briefzitate vorgelesen. So in anderer Weise jene Sicht, Energie mitübernommen, die sich jetzt bei mir entfalten könnte, wäre nicht ... Im Café Le Forum, gegenüber dem Hotel de Ville. Unter Platanen. Es genügt mir zu wissen, dass ich hier bin, da sein, wo ich bin, das ist wichtig. Viele Menschen stieren vor sich hin, kauen

an den Fingernägeln, sind müde, wissen nicht, ob und wie sie gerade leben. Wo sind wir unser Leben lang?

Auf dem Pont d' Avignon. Vom Meer weither ein Wehen, der Strom fließt dorthin, es ist das Vergehen, in dem ich stehe. Des Windes Musik.

Die heute von mir erfahrene Abwesenheit kann ich mir und anderen verdeutlichen an den Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium, die ihrerseits schon eine Reaktion und "Verarbeitung" des Wegseins Jesu sind.

Das Ausbleiben Jesu in der erwarteten Parusie, der nahe und bald zu erfolgenden Wiederkunft, ist eine Art von Abwesen, das einerseits vom Dagewesenen noch zehrt, weil es aus der Möglichkeit der Wiederkunft sich nährt und nähert. War es zu Beginn eine Verzögerung der Parusie, dann ist es heute eine Parusie der Verzögerung. Offensichtlich und heute auch öffentlich (vgl. Da Vinci Code z.B.) taucht die Gestalt Jesu auf, von den Rändern her, von Sichtweisen ohne Kirche, ohne Not, neu, alt, mythisch eingefärbt, technisch gut inszeniert - welche Wirkungen haben solche Spiegelungen?

Theologie ist jenes Sprechen über Gott, das schon immer aus der vollzogenen Abwesenheit dessen, der sich entzogen hat, spricht; sie bemerkt dies - sofern sie einigermaßen aufrichtige Theologie ist, wenn sie einsieht, dass sie ein Reden über ... ist. In die-

sem Reden-über, in diesem Über-Reden kann ein wenig der Grundzug von Abwesenheit (des Sprechens) erahnt werden; das Über-Reden (nicht als eine Art von Überreden) vollzieht sich als Distanz. Solche Distanz ist vor allem eine Distanzierung, die einmal sich "Gott" vom Leibe hält und gerade so *clare et distincte* reden will: Theologie als Dogmatik. Sie sichert das eigene Überleben im Über ... und umstellt ihren "Gegenstand" auf gegenständliche Weise: Gott ist ... das und das. So betrachtet kommt Theologie nicht nur im Nachhinein, sondern immer da-nach und zu spät. Darin liegt zugleich ihre sichernde Aufgabe. Um derentwillen gibt sie "Gott" nicht auf. Glauben ist dagegen das entfernende, lassende Auf-Geben der Gnaden-Gabe. Dogmatische Theologie des Nicht-aufgebens kann nicht selbstvergessen sein, weil sie es als ihre Aufgabe ansieht Halt zu geben und "Gott" als Halt überredet.

Cours Mirabeau in Aix

Im Café Le Grillon. Une pression s.v.p. So ist es zunächst gut. Hier sein. Etwas vom Freisein wird spürbar. Hier einmal Wochen leben, das wär's. Direkt am bemoosten Brunnen mit dem Thermalwasser.

Zum Lesen dabei: die Jahresgabe von 1997 der M.H. Gesellschaft und das Gedichtbändchen "Ce qui fut sans la lumière" von Bonnefoy zum Übersetzen.

Karten geschrieben. An intensives Lesen nicht zu denken. Die späte Zeit läuft vorbei. Sie will auch von mir wahrgenommen werden. Und dann und wann aus dieser Welt Frau und Mann.

Mk 16, 8

Damit endet der Mk-Text mit "sie fürchten sich" - die Frauen am leeren Grab mit dem Engel! Das ist der eigentliche Schluss! Das ist das ergriffen-offene Erschrecken einer ungewohnten Erfahrung: Er ist nicht hier, gerade der Tote ist nicht hier, sofern Totsein "nur und einzig hier sein" meint. Geht nach Galiläa, dort werdet ihr ihn finden ... Das ist Himmelfahrt, Entschwinden als Bedingung eines Erfahrens von Abwesen, Abwesen als Erfahrung.

Der hinzugefügte Schluss B ist ein Verstellen des eigentlichen Markusendes, er soll diese Erfahrung (Furcht - Nichthiersein - Abwesen, neues Erfahren) verdecken, indem auf die Realgeschichte der ersten Gemeinde hingewiesen wird - Taufe, Verkündigung, Wunderzeichen und nun die festlegende Deutung von Himmelfahrt. Aber alle Zeichen weisen auf das Tun der Glaubenden und weniger auf den eigentlichen Abgrund (das Gehen Jesu zum Vater) hin.

Jesu Abschied hat so teil am Ver-Zug Gottes selbst. Auch dieser Verzug ist Differenz als Aufschub, Hemmung und Zögerung.

Hierher gehört das Wort von Matisse: je diffère le bonheur, ich hemme, zögere die gute Stunde des Glücks...

Die Hinweise, Zeichen und Deutungen im Mk-Schluss B sind die "Pflaster", Heftplaster und Trostplaster, die aufgelegt und aufgeklebt werden, um die Wunde des leeren Grabes, der Absenz Jesu (er ist nicht hier), um das Ekstatische (im Mk 16, 8), das Niemand-etwas-Sagen, das Sichfürchten (das sind die Zeichen der Kluft für das Erfahren von Kreuz und Ostern), um diese Wunde zu verdecken, zu schließen, in die Alltäglichkeit des Glaubens zu übertragen.

Aber im weiteren Verlauf dieser Heilungs- und "Pflaster"geschichte sind die Pflaster hängen und kleben geblieben, die Wunde ist wie verschwunden (besser: verstellt und weggeschoben, alles nur halb so schlimm) und auf einmal sind über die Jahrhunderte nur noch die Pflaster übriggeblieben. Man weiß nicht mehr - vor lauter Pflaster, Zeichen und Riten - um die brennende Wunde: Brannte nicht unser Herz? Herz-Brand-Wunde. Man weiß nicht mehr um die Betroffenheit der Anfangserfahrung, sie wird zum ehemaligen Anfang, zum Beginn eines Verlaufs und geschichtlichen Verlaufs. Und wir sind ins Vermitteln, ins Verplastern und ins Alles-aber-soll-so-bleiben eingeealltagt.

Warum noch die (kirchlichen) Pflaster, wenn es doch keine der Kirche zugrunde liegende Wunde mehr gibt

bzw. geben darf?! Warum noch Anwesenheiten, wenn es keine Abwesenheit mehr zu geben scheint, der wir diese Anwesenheiten ab-beten und ab-handeln müssen. Wozu nur dieser ganze "Zauber", den Filme besser können? Er wird in einen Mythos und Entmythologisierung, in eine Realität des Alles-Wissens und in eine subjektiv-emotionale Erlebnisfrömmigkeit umgebogen.

Marseille 23.5.

Ein wunderbarer Tag. Der weite Blick über die Stadt und das Meer. Wolken, Wolken keine. Bis hin zu den kleinen vorgelagerten Inseln. Blau. Der Mistral ist so heftig, dass nur eine Regenjacke schützen kann. Wohin mit den Gedanken? - eine einsam machende Frage, hier vor dem Souvenirgeschäft am Hafen.

Ein wunderbarer Tag. Rechts von mir ein altes Karussell; es ist sehr sonnig, habe mich um die Ecke gesetzt, Blick zum Hafen, die Sonne im Rücken. Vieux Port - so heißt auch die Métro-Station. Von den Schiffen sehe ich einzelne Segelmasten und Gestänge. Und der immer noch tätige Mistral saust um die Hausecken und Ohren. Der Kaffee wird schnell kalt im Wind. Kühl gewordener Wind-Milch-Kaffee. Oben auf dem Berg, Notre Dame de la Regard. Wohin überall die Menschen die Gestalt Mariens hinschieben! Zum Glück gibt es den Mistral! Aber in der Kirche dann die Votivtafeln der Glau-

benden. Das Gebet, sagte doch Valéry, ist vielleicht die einzige Wahrhaftigkeit des Glaubens. Motiv als Hinzeigewollen auf die je eigene Betroffenheit.

Meistens hat die Theologie Angst, vor allem Angst den eigenen Glauben und Gott allzu nahe zusammen zu bringen. Aber "Glauben und Gott gehören zuhauf" (Luther). Ob der Glauben Gott und die Liebe so unterscheidet, dass zwar Gott - die Liebe ist, aber nicht die Liebe - Gott, dies bleibe offen! Sicher ist der Glaube nicht gleich zu setzen mit der Gründung Gottes. Gott hat keinen Grund, so wenig er Halt ist. Aber unser Glaube vollbringt Gott - Jesus sagt abba; dieses sagende Rufen vollbringt! Es produziert nicht. Vollbringen heißt nicht, dass so und dadurch Gott ist - denn Gott ist nicht wie etwas Seiendes; aber der Glaubende weiß, dass Gott und unser Glauben sich ermöglichen, in eine Zeit (Ankunft), in ein "Sichenthalten als Bezug" bringen. Zwischen Gott und Glauben ist das "und" nicht genügend bedacht und wird heute kaum noch erfahren. Keine reine, bloße Identität und keine bloße idealistisch verstandene Differenz - am nächsten eine Entgabelung (aber: mein Allerweltswort!); also eine Differenz - Aufschub als Freiheit. Im Und verweilen, innehalten, sich entstillen und aufmerksam bleiben.

"Die das Selbe denken

*im Reichtum seiner Selbigkeit,
gehen die mühsam langen Wege
in das immer Einfachere, Einfältige
seiner im Unzugängbaren
sich versagenden Ortschaft"*

(MH - der Leib-und Durchfall-Philosoph!!)

Der Ort ist jeder Ort und das Motiv (Bewegtsein, ergriffen sein, motiviert sein, betroffen sein: die "Stimmung" des Malens bei Cézanne und von diesem her die Stimmung des Glaubens). Bewegtwerden von einer Antwort, die uns antwortet, ohne dass wir etwas beantwortet bekommen.

Die Mühe des Überganges vom Da - Sein (alles ist, wir sind, der Baum ist usw.) zum Da-sein. Zu sein ist nicht schwer, keine "Kunst" - alles und jedes ist. Schwer (als die Betroffenheit) ist da sein, da zu sein. Solches "ich bin nicht nur, sondern ich bin da" ist die offene Antwort auf die Frage: wo warst du dein Leben lang. Es ist die Frage des Glaubens selbst, der als Glaubensvollzug eine zwar nicht vergebliche, aber nichts endgültig findende Suchbewegung bleibt, wo bist du?

Cassis

Das blaue, blaue, silbrige, weiße Meer. Unglaublich. Sommerlich warm. Palmen. Wolkenloser Himmel. Nichtstun, Unnützlichkeit, Vergeblichkeit der Gabe, der Charis, der Gnade.

Wir haben direkt am Strand gegessen, viele Menschen gehen ins Meer zum Baden und Schwimmen.

Nachher werde ich das Gedicht von Celan "Andenken" lesen. Ein wenig erklären. Vom Sehen aus-gehen, zum Sehen hin lesen. Hier ist der Fels, den wir alle wie ein Profil mit der "gescheiterten Stirne" schauen können. Sie ist vom "feigengenährten Herz" zu unterscheiden. Ein Sommertag voller Unbeschwertheit und doch "das Herz, darin sich die Stunde besinnt auf das Mandelauge des Toten". Von hieraus dann zur dritten Strophe ruckartig übergehen: das Vlies - unsere Suche nach dem Glück. Ob ich dann hinzufüge, dass Augustinus schreibt: was suche ich, wenn ich Gott suche? Vitam beatam quero - aber heute? Es gilt zwischen Glück und Gott zu unterscheiden. Es gilt? Was ist Glück? "Vergessen Sie nicht, glücklich zu sein!" (damals das Wort von Mr. Lagaune in Sisteron). Nicht vergessen! Ist das Erinnern? Nein, nicht ganz. Es ist ein "negatives" An-Denken, ein An-Denken an Abwesendes. "Was habe ich außer Dir?", fragt der Psalmist. Oder: "Dein Angesicht schauen ist mein Glück".

Le Thoronet

Abgelegen, streng, klar, blockig, Stein und Steine, am Ende etwas zur "Liebe" sagen ... sagen? Zur Liebe? Hier in einem verlassenen Kloster. Hier in der Kirche? Ja, gerade hier. Es gilt.

Der Steinbruch "Bibémus"

Hier also malte Cézanne. Klingt einfach. Ist es auch. Wider Erwarten werden die alten Sichten bestätigt. Wider Erwarten werden die Texte im Sehen der Steine und im Blick auf die St. Victoire lebendiger.

Andenken: in die Nähe zum eigenen Herzen bringen. Ich will möglichst unauffällig vom eigenen Leben sprechen. Cézanne war sur le motif. Hinweisen, dass Motiv kein Photomotiv meint, sondern das Bewegtwerden, das Moti-onale. Immer wieder der Steinbruch, immer wieder der Berg. Die Ortschaft, das Selbe, das positiv Langweilende. So auch beim Glauben. Dies sagen - hier im sommerlichen Steinbruch.

Wir sind mit zwei Kleinbussen herauf-gefahren. Der mich an die Schulzeit erinnernde Geruch des ausgetrockne-ten Waldes. Wie wir öfters mit den El-tern im Pfälzer Wald sonntags am Nachmittag gegangen waren. Der Duft und die schattenspendenden Bäume.

Danach das gute Essen in einer ehe-maligen Pferderemise. Die schöne Terrasse. Im Freien unter leicht ge-decktem Sonnendach sitzen, der Kir, die Tapenade, Wein und gutes Gemü-se mit Kartoffeln. So, ja so.

Was werde ich heute abend einkau-fen?

Nun: Calissons, Nougat en confit und Pastilles à la Menthe.

Wie das Leben so sein könnte...

"Meine Seele hat meinen Körper ver-lassen" so las ich in der Zeitung, so

hat es Jens Lehmann, der Torhüter, angeblich gesagt, nachdem er den Platzverweis bekam im Spiel Barcelo-na gegen London.

Was doch ein Fußballer statt zu kicken - sagen kann!

Drüben auf dem Cours Mirabeau in Aix stehen mit stabilen Eisengittern um-geben viele rote Ferraris. Ich meine, bei den gut gekleideten smarten und bulligen Bewachern dieser Autos - es sind ja keine "Autos, sondern Monst-ranzen" - doch auch Sehnsucht erken-nen zu können.

"Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde".

Der christliche Glaube hält sich an den unhaltbaren differenten Bezug von Heilen und Wunde: der Geringste ist mein Nächster, wenn ich ihm helfe, worüber ich keine Verfügung habe: mir-Jesu. Beim Helfen öffnet sich eine Wunde: Jesus. Und gegen jeden Selbstwillen helfe ich meinem Näch-ten, der so zu Jesus in eine Beziehung kommt. Nicht ich. Darin liegt die Un-geheuerlichkeit der christlichen Nächstenliebe. Wenn ich helfe - kom-me nicht ich als Helfender in einen Bezug zu Jesus, sondern zu meinem Nächsten, der so aber in ein sich ver-haltendes Geliebtwerden = entfer-nende Nähe (das habt ihr mir getan) gelangt. In diesem Überstieg, Über-gang, in diesem Selbstvergessen liegt

das Geheimnis des christlichen Glaubens. Ich helfe, liebe dann, wenn ich mein Eigenstes (was ich vermag) dem Nächsten, meinem Nächsten antue: die Wunde Gott. Meine Hilfe schließt eine Unheilsituation, indem sie eine Wunde offen hält. Das ist etwas Ungeheuerliches. Es ist von der heutigen Situation her gesehen: inhuman. Das Christentum ist nicht human, weil es beim Menschen nicht bleibt - und doch ist es in seinem Glutkern Nächstenliebe. Aber hier beginnen neue Fragen, Wendungen, Einbrüche, Übertragungen ins eigene Leben, ins gemeinsame Erfahren dieser begrenzten Zeit: Glauben hat Zeit, wann ist Gott? Wann ist endlich Gott?

Annecy 28.5.

*Früh morgens.
Ohne Antworten.
In das morgendliche Erwachen
fliegen die Tauben.
Die Frühsonne spiegelt und
bricht sich im Wasser.
Entlang des Kanals
schlafen die Häuser.
Es gibt an Ständen
frisches Brot und Gemüse,
Wein und Käse.
Ein Leseort: das Café des Ducs.
Wer lesen kann,
lebt königlich-arm.
Das Licht leuchtet
den Sinn, entströmt
ohne Bedeutung, wirklich
der dunklen Pforte einer weiß gestrichenen
Kirche, dort, drüben.
Ich nehme Abschied:
Auf - zum fehlenden Ufer!*

Resi Bokmeier

Begegnungen

Was mir wichtig war in der Begegnung und Arbeit mit Wolfgang?

Es ist mir wichtig, meinem früheren Kollegen und Freund Wolfgang Wieland zu seinem Weggang aus der aktiven theologischen/biblischen Bildungsarbeit beim Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart ein paar persönliche Zeilen zu schreiben.

21 Jahre waren wir zusammen an der ASTE bzw. beim Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Du für die Theologie und ich für Frauenbildung/-Alleinerziehendenarbeit.

Zwei Bereiche, von Dir und mir mit Liebe, Leidenschaft und Kompetenz ausgefüllt.

Wir haben weniger vom lebenslangen Lernen gesprochen, wir haben es gelebt, wir haben tagtäglich Neues entdeckt, Neues aufgenommen, Neues integriert, Neues weitergegeben.

Lernen hatte für uns zwei Seiten eines Ansatzes: sowohl Lernen als Erfahrung des Alltags, des Alltags als auch des Alltags der TeilnehmerInnen mit denen wir in unseren Kursen zusammentrafen. Die andere Seite des Lernens war die kontinuierliche Auseinander-

setzung mit neuen Erkenntnissen der Forschung, der Wissenschaft, sei es in der Theologie oder in der Frauenfrage.

Darüber haben wir viel miteinander geredet, diskutiert, gefragt nach der Umsetzung in unseren jeweiligen Arbeitsbereichen.

In einem Artikel, den Du mir zum Abschied in der Dokumentation "Brot und Rosen" geschrieben hast, wird dies deutlich, die Offenheit zwischen uns, die selbstverständliche Freundschaft und Solidarität, die Übereinstimmung in dem, was uns wichtig war, das war sehr schön und gehört auch für mich zu den guten Erfahrungen mit Dir.

Besonders wichtig war für mich die gemeinsame Zeit, wenn es um Bibelarbeit ging und Bibel-Auslegung für Frauenarbeit relevant war. An ein paar Bibelstellen möchte ich das verdeutlichen: Die Geschichte vom Richter und der Witwe Lk. 18, 1-8. Wir fragten uns, was die Geschichte mit Frauen von heute zu tun hat. Trifft sie die Lebenswirklichkeit von Frauen? Uns ging es darum, als Zielvorstellung, Frauen zu sensibilisieren für eigene

Unrechtserfahrungen, Situationen aus ihrem alltäglichen Leben, in denen ihnen etwas verweigert wird, was ihnen zusteht, inwieweit ihre eigenen Erfahrungen, die sie mit sich selbst, mit anderen Frauen, Umwelt, Familie, Kinder und Gesellschaft haben, ernst genommen werden. In einem bibliodramatischen Rollenspiel ist jede Frau unserer Ausbildungskurse einmal in die Rolle des Richters, der die Macht hat zu gewähren und zu verweigern, und das andere Mal in die Rolle der Witwe gegangen, die ihr Recht vehement einfordert.

Es ist nicht einfach, die Atmosphäre und Intensität des Entdeckens, des Leidens, der Wut, der Hoffnung und der Leidenschaft zu beschreiben, die durch die Kraft des Bibliodramas aufgebrochen ist. Eine andere wichtige Bibelstelle, die wir gemeinsam für eine Frauenwerkstatt angegangen sind, Lukas 13,10-16, die Heilung der gekrümmten Frau. Eine Leidens- und Heilungsgeschichte, die Frauen nicht fremd ist, bei uns und weltweit, sie berichtet von der Wende im Leben dieser Frau, die 18 Jahre leidet und sich in einer auswegslosen Situation befindet.

Sie wird befreit, sie kann sich unter den Augen Jesu aufrichten von alledem, was Leben verbogen, gekrümmt hat. Sie lernt den aufrechten Gang, indem sie erfährt, dass sie ein Recht auf Leben hat, Heilung im Leben möglich ist, dass sie Perspektive hat.

Für viele Frauen wurden diese Geschichten zur Befreiung aus der Enge, aus Ängsten und Verkrümmungen zu neuem selbstbestimmten Leben.

Erwähnen möchte ich hier feministische Theologie- und Bibelauslegung, die entscheidenden Anteil hatten an dieser neuen Weise des Bibellesens und der Bibelauslegung.

Wolfgang hat diese Sichtweise voll unterstützt und das eine oder andere auch in seine Arbeit integriert.

Eine beglückende Erfahrung mit Wolfgang waren die biblischen Reisen, die er organisiert und geleitet hat. Auf den Spuren von Paulus in der Türkei, Griechenland und Syrien: Das waren unvergessliche Erlebnisse und tiefe spirituelle Erfahrungen. Die täglichen Meditationen, mit den entsprechenden Bibeltexten an Paulusorten oder Orten, Plätzen der ersten Christengemeinden waren Begegnungen, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben.

Hier wurde auch Wolfgangs eigene tiefe Spiritualität beglückend erfahrbar. Wolfgang geht von Bord des Schiffs Bildungswerks. Er hinterlässt sicher eine Lücke, die vielleicht wieder geschlossen wird durch jemand anderen, aber was er in all den Jahren mit Leidenschaft, Freude, Kompetenz, manchmal bis zur Erschöpfung getan hat, kann nicht ausgelöscht werden, es hat sich bei vielen Frauen und Männern, die mit ihm in Kontakt waren tief eingepägt.

Wolfgang, danke für alles, was ich mit Dir an der Stelle und danach jetzt noch erleben, erfahren durfte, darf. Du bist weiterhin für mich erreichbar, wenn ich wieder mit Dir Bibel teilen kann.

Gottes Segen möge Dir und Deiner Familie jeden Tag neu erfahrbar sein. Du machst Dich auf in einen neuen Lebensabschnitt und ich bin sicher, Du gehst hoffnungsvoll Deinen Weg und findest Deinen Ort.

"Seinen Ort finden
*In den Tag gehen
den Dingen
nicht ausweichen
Jedes an seinem Ort
Zahlreich die Orte
Es heißt
seinen Ort finden
im Tag.*

(Rose Ausländer)

Ich bleibe in herzlicher und freundschaftlicher Verbundenheit.

Deine Resi

Hubert Pfeil

7 Gründe für die Ernennung von Wolfgang Wieland

Zum "Genius-Magister-Theologicus"

Wolfgang Wieland: Genius-Magister theologicus

Erstens weil "schon jung an Jahren"
 Trieben um ihn viele Fragen
 Wie´s so steht um Gott und Welt
 Was am Leben uns erhält
 Warum gibt´s was überhaupt
 "Fragen ist doch wohl erlaubt"
 All den Fragen nachzugehn
 Wollt er in die Uni gehen
 Hört dort manche Theorie
 Doch sein Fragen endet nie
 Auch noch mit nem Dokortitel
 Gibt´s manch offene Kapitel
 Nur wer´s Fragen nicht vergisst
 Auch ein guter Magister ist.

Wolfgang Wieland: Genius-Magister theologicus

Zweitens weil ein guter Rat
 Ihn zur ASTE berufen hat.
 Bildung ist sein Lebenssaft
 Die treibt er mit Leidenschaft
 Vollgeschriebne Bücherränder
 Keine Lücken im Kalender
 Treibt es ihn von Kurs zu Kurs
 Wo sein tiefgründig Diskurs

Kaum mehr noch zu bremsen ist
 Selbst wenn lang schon Pause ist
 Redet er oft selbstvergessen
 Das, wovon er selbst besessen
 Nur mit solcher Leidenschaft
 Man es zum Magister schafft.

Wolfgang Wieland: Genius-Magister theologicus

Drittens, weil er seine Worte
 Richtig wählt am rechten Orte.
 Sicher beim Kolloquium
 Da haut ihn kein Fremdwort um,
 Weil, wie es schon oben steht,
 Er vom Fache was versteht.
 Doch zu vieler Leut Ergötzen
 Kann er dann auch Schwäbisch
 schwätzen
 "Soifebloase, Soifebloase"
 Pustet aus ner Laugendose
 Bunte Kugeln in den Raum
 Das verfehlt die Wirkung kaum,
 Wer zu Wolfgang Wieland geht,
 Auch den Kohelet versteht
 Weil er mit Esprit und Fleiß
 Ihn gut zu vermitteln weiß
 In drei Phasen - wohl erdacht
 An den Mann / die Frau gebracht.

Solch Didaktik ist ein Muss
Für den Theologicus

Wolfgang Wieland: Genius-
Magister theologicus

Viertens, weil er nie begann
Ohne Kerze, Teppich, Kram.
Puppen, Bilder und Symbole
Aus diversen Kisten hole
Und sie mittig wohl drapiere
Was die Menschen focussiere
Auf der Themen wahren Kern
So hat es der Wolfgang gern
Nicht nur Köpfe zu erreichen
Sondern mit besondern Zeichen
Auch die Augen und das Herz
Das befördert - ohne Scherz
Ungemein die Attention
Bringt dem Lehrer hohen Lohn
Schülern Motivation
Alles andre kommt dann schon.
Ganzheitlich ist der Magister
Spielt auf vielerlei Register

Wolfgang Wieland: Genius-
Magister theologicus

Fünftens, weil er sich gewiss
Von den Musen küssen ließ.
Allererst von dem Gesang
Denn es dauerte nie lang
Bis das erste Lied erscholl
manchmal gar ein Kanon: toll
Bald entstand ein dicker Reader
Alter und auch neuer Lieder
Wolfgang konnt sie alle singen
Meistens taten sie auch klingend...

Und - ganz ohne Firlefanz -
Wagt er sich auch an den Tanz
Zwei Schritt vor und zwei zurück
Hab den Partner auch im Blick
Mal sehr feierlich gemessen
Mal auf´s Tempo ganz versessen
So kriegt man die Theorie
Auch ins Bein und in die Knie
Nebenbei ist die Bewegung
Gut für Blutkreislaufanregung
So schläft dir das Volk nicht ein
Musst halt selbst `ne Muse sein.

Wolfgang Wieland: Genius-
Magister theologicus

Sechstens, weil für´s große Ziel
Dient ihm das Theaterspiel:
In Gewändern weit und bunt
Geht das Rollenspiel bald rund
Apostel-Meeting beim Konzil
Da gibt es zu reden viel
Über Freiheit und Gesetze
Da lernt man der Bibel Schätze
Mit verschiedenen Argumenten
Gut rhetorisch anzuwenden
Kurz: dies Spiel ist lehrreich-schön
Und kurzweilig anzusehn.
Nur getoppt vom Allerbesten:
Das war bei Laubhüttenfesten
Wenn in selbstgebauten Zelten
Man sich fand in andren Welten
Und, wie weiland die Hebräer,
Kam beim Wein sich langsam näher
Und erheitert Lieder sang
Dieser Abend wurde lang...
Wer heut will ein Magister sein

Sollt auch die anima erfreun.

Wolfgang Wieland: Genius-
Magister theologicus

Siebtens, weil ihm, sonst fast eilig,
Ist der Sabbat ganz ganz heilig
Oder, weil er nun mal Christ
Das für ihn der Sonntag ist.
Sabbat, Sonntag, einerlei
Unterbrechung muss herbei
Weil der HERR von seinem Tun
Wollt am siebten Tage ruhn
Und: damit Ihr nicht vergesst
Wie er sich denn finden lässt:
Nicht mit angestrengtem Suchen
Noch in 'nem Rosinenkuchen
Nicht mit harter Arbeit Fülle
Noch in superfrommer Hülle,
Sondern eher in der Leere,

Im Dazwischen sich vermehre
Wohl die Fülle seines Lichts:
ER ist alles und auch nichts
Solch Gedanken provokant
Ihm unter den Nägeln brant`
Auch wenn mancher fromme Christ
Ganz schön irritieret ist -
Wolfgang liebt es doch zu fragen
- Taten wir schon oben sagen -
Und sein eigenes Profil
Zeigt er uns sehr oft und viel
Ob dies "in" ist oder nicht,
Fällt für ihn nicht ins Gewicht
Denn, wer ein Magister ist,
Zeigt sich so, wie er auch ist.

Wolfgang Wieland: Genius-
Magister theologicus

The image shows a musical score for the song 'Wolfgang Wieland: Genius-Magister theologicus'. It consists of four staves. The top two staves are vocal lines, and the bottom two are instrumental accompaniment. The key signature is one sharp (F#) and the time signature is 4/4. The lyrics are written below the vocal staves.

Wolfgang Wie-land Ge - ni - us Ma - gis - ter the - o - lo - gi - cus

Wolfgang Wie-land Ge - ni - us Ma - gis - ter the - o - logi - cus

Tilman Kugler

Kollegial und kompetent, selbstkritisch und wunderbar authentisch

Lieber Wolfgang!

Kennen gelernt - was heißt schon kennen gelernt, eigentlich muss es heißen: Das erste Mal wahrgenommen - habe ich Dich beim Männertag Anfang der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts in Untermarchtal: Väter, Söhne, Brüder - Männergeschichten der Bibel. Ich war seit wenigen Jahren Jugendreferent. Und Du damals schon einer der "großen, alten Männer der Erwachsenenbildung", ein bisschen sagenumwoben ...

In den folgenden Jahren stieg ich, unter Michael Fuhrmanns akkurater Regie, als Mitarbeiter beim Männertag in Untermarchtal ein. Außerdem arbeitete ich als BDKJ-Vertreter in der AG Männer des Bildungswerks der Diözese mit. Und ich lernte Dich als freundlichen, aufgeschlossenen, sehr fachkompetenten und den eigenen "déformations professionnelles" und anderen Verlegenheiten als Theologe gegenüber sehr sensiblen Kollegen kennen. Gerade das Letztere weckte in mir damals einen großen Respekt. Die Bescheidenheit, mit der bei Dir

das große Wissen und die Kompetenz daher kam, machte es einem jungen Kollegen wie mir leicht, das eigene Können daneben zu stellen. Die Zusammenarbeit mit Dir war einfach unkompliziert und aus meiner Sicht sehr produktiv.

Als ich dann Referent für Männerarbeit wurde und im Bischof Leiprecht Haus meine Arbeit fortsetzte, warst Du für mich einer der wichtigsten Kollegen. Im Haus und im großen Tierpark der Erwachsenenbildung insgesamt. Ob es um fachlich-inhaltliche Dinge oder um das kollegiale Miteinander im Haus ging, Dich konnte man fragen und bekam verwertbare Antworten.

Am intensivsten habe ich die Zusammenarbeit mit Dir bei der Konzeption und Durchführung des Kursprojekts "Männer, Frauen und die Bibel" zusammen mit dem Katholischen Bibelwerk erlebt. Sieben Wochenenden im Team mit drei Kolleginnen und zwei weiteren Kollegen und rund fünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Und inhaltlich ging es um alle wichti-

gen Lebensthemen von Frauen und Männern anhand biblischer Geschichten: Familiäre Beziehungen, Arbeit, Macht und Ohnmacht, Religion, Sexualität, Partnerschaften und Freundschaften. Da rückten Bildungsarbeit, Weltanschauung und persönliche Lebenserfahrungen einander nahe. Und das war gut so.

Es war und ist einfach so unkompliziert mit Dir! Du warst und bist als Kollege unkompliziert. Während andere sich dann und wann als Platzhirsche und Revierfürsten gebärden, sich in immer wieder ähnliche Rollen zurückziehen oder ihr unbestrittenes Wissen und Können vor sich her tragen, sich rar oder breit machen, hast Du einfach Deine Sicht der Dinge neben die von anderen gelegt. Du hast klar gemacht, wofür und wogegen Du warst, wo Du Probleme siehst und welche Lösungswege - ohne dabei immer wieder auch Rat- und Hilflosigkeit gegenüber mancher Entwicklung in der Kirche und in unserer Hauptabteilung zu verschweigen.

Nicht umsonst warst Du einige Jahre Haussprecher - der integrierende und

vermittelnde Mann, wo auseinanderdriftende Mitarbeiterinteressen, Konflikte zwischen BLH-Belegschaft und Rottenburger Zentralverwaltung, MAV und Dienstgeber, oder zwischen verschiedenen Hauptabteilungen eher nach Polarisierung drängten. Und Du hast manch ein Loch gestopft, das andere hinterlassen oder gerissen haben.

Schade, dass Du jetzt gehst. Und schön, dass Du nach Deiner schweren Krankheit nun doch, wie es den Anschein hat, wieder gesund und bei Kräften in den Ruhestand gehen darfst - was auch immer Ruhestand bei Dir heißen mag ... ;-)

Du wirst mir, uns fehlen! Das hat viele Gründe. Und Gott, der Unnütze, Unbrauchbare und abwesend Gegenwärtige wird mit Dir gehen, wohin auch immer Dich Deine Wege noch führen werden. Da bin ich im Zweifel ganz sicher!

Tilman Kugler

Michael Krämer

Kali Galini

Ein Gruß

Grüße gibt es viele, Chaire - so sagten die alten Griechen wohl, die heutigen - wie wir - benennen die Tageszeiten und wünschen sie gut bzw. recht griechisch "schön", "kalo".

Manchmal heißt es auch "sto kalo" wörtlich "stehe schön" - "Lass es Dir gut gehen". Einen der schönsten Grüße, die ich kenne, sagen Freunde im griechischsprachigen Teil Zyperns: "Kali Galini".

Dieser Gruß fiel mir ein, als ich an Deinen "Ruhestand" dachte, an Dich, den zeitlich, räumlich und gedanklich so umtriebigen Wolfgang.

"Galini": Meist wird es übersetzt mit Windstille, aber das stimmt nicht so ganz. "Galini" meint ein Meer, auf dem die Wellen sich leicht kräuseln, einen Wind, oft Zephyr, der Schiffe behutsam und stetig voran schiebt, so wie Zephyros einst Psyche in den Palast

des Eros führte (Apuleius). So hat die orthodoxe Kirche die Galini sogar getauft: Agia Galini.

Auch "ex oriente lux" - aus dem Osten kommt das Licht - wurde getauft: Aus dem Osten kam die Erlösung, später dann die Kultur. Hinzufügen ließe sich: ex occidente zephyrus. Und der ist bekanntlich nicht nur mythisch gesprochen ein ausgesprochen fruchtbarer Wind. Erstaunlicherweise - das passt zu vielen Deiner Gedanken - kam er für die Griechen von dorthier, wo nichts ist, von jenseits der Säulen des Herakles.

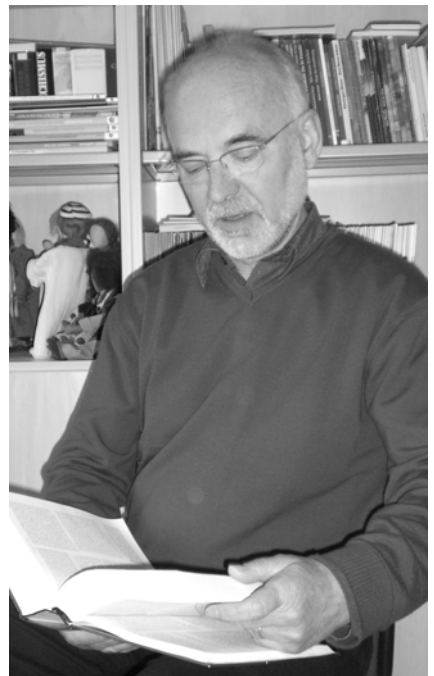
Also, lieber Wolfgang, in diesem Sinne wünsche ich Dir von Herzen "Kali Galini" für Deine Zukunft und natürlich weiterhin lux ex oriente.

Dein Michael

Wolfgang Wieland

1943 geb. in Oberschlesien
vier ältere Geschwister
1945 Vertreibung, Vater im Okt. in
russischer Kriegsgefangenschaft ge-
storben
ab 1946 aufgewachsen in der späte-
ren DDR
1958 "Übersiedlung" in die Bundesre-
publik Deutschland
1963 Abitur in Künzelsau
anschließend Erlernen der Alten Spra-
chen in Rottenburg
1964-1968 Studium der Theologie in
Tübingen und Paris
anschließend Priesterseminar in Rot-
tenburg
1969 Abbruch des Berufsziels "Pries-
ter"
1970-1972 Referent an der Akademie
der Diözese Rottenburg-Stuttgart
1972-1976 Promotionsstudium in Tü-
bingen
(Dissertation "Offenbarung bei Augusti-
nus" bei Max Seckler)
1975 Heirat: Elfriede geb. Steinhart
ab 1. Okt. 1976 Referent für theol.
Erwachsenenbildung an der Arbeits-
stelle für Erwachsenenbildung (AStE)
bzw. der Geschäftsstelle des Bil-
dungswerks der Diözese bzw. der
Hauptabteilung "Kirche und Gesell-
schaft"
1977, 1978, 1980 und 1983 Geburt
unserer vier Kinder
1984 Erster Grundkurs NT
1986 Erster Grundkurs AT

1987 Erster Grundkurs Glauben
seit 1989 Diözesanvertreter beim
Kath. Bibelwerk
1995-1997 Vertretung des erkrankten
Wilhelm Möhler als Geschäftsführer
des DBW
2001 Erster Grundkurs „Männer,
Frauen und die Bibel“
Bis 2007 Haussprecher im Bischof-
Leiprecht-Haus



- 1 Wolfgang Wieland, Offenbarung bei Augustinus, Matthias-Grünewald-Verlag, (1. Aufl.) 1978
- 2 Wolfgang Wieland u. a., Christliche Moral in einer sich ändernden Welt. Materialien für die Erwachsenenbildung, herausgegeben von der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1979
- 3 Wolfgang Wieland, Offenbarung, in: Warum Christen glauben. Begleitbuch zur 13-teilige Fernsehreihe, Spee-Verlag Trier, 1979, S. 59ff.
- 4 Wolfgang Wieland/Dieter Myhsok, Grundsätze und Ziele kirchlicher Erwachsenenbildung, in: Lebendige Seelsorge, Jahrgang 31, Heft 1/2 1980, S. 36ff, Seelsorge Verlag-Echter, 1980
- 5 Wolfgang Wieland unter Mitarbeit von Otto Baur, Als Christen vor der Aufgabe der Ehe. Arbeitshilfe für die Ehevorbereitung, 1. Teil: Ehe aus der Sicht des christlichen Glaubens, herausgegeben von der Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart 1981
- 6 Wolfgang Wieland, Theologische Erwachsenenbildung. Entwicklungen, Probleme, Perspektiven, in: Erwachsenenbildung als Lern- und Lebenshilfe, herausgegeben vom Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V., 1983, S. 43ff.
- 7 Wolfgang Wieland, Augustinus, in: Große Mystiker - Leben und Wirken", Verlag C.H.Beck München, 1984, S. 51ff.
- 8 Wolfgang Wieland / Hans Jörg Urban, zum Thema: Was ist evangelisch, was katholisch?, Handreichung für Erwachsenenbildung, Religionsunterricht und Seelsorge, Paderborn, Bonifatius Verlag, (3. Aufl.) 1995.
- 9 Wolfgang Wieland, Von der Bibel lernen. Stuttgarter Hefte Nr. 4, herausgegeben vom Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1989 (darin die Beiträge: Grundkurs Bibel. Bericht über ein erfolgreiches Experiment (S. 4ff), Grundkurs Bibel in Gemeinden und Bildungswerken?" (S. 9ff), Ganzheitliche Bibelarbeit (S. 13ff)
- 10 Wolfgang Wieland u. a., Grundkurs Bibel. Neues Testament. Werkbuch für Bibelarbeit mit Erwachsenen, Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, 1989.
- 11 Wolfgang Wieland, Das Buch Exodus (S. 10ff), Ich will euer Gott werden (S. 18ff), Befreiungsgeschichte heute (S. 72ff) in: Bibel im Jahr '91. Wasser in der Wüste", herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 1990
- 12 Wolfgang Wieland, Tröstet mein Volk, in: Bibel im Jahr '92, Faszination Bibel, herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 1991 S. 32ff.

- 13 Wolfgang Wieland, Unterwegs zwischen Karfreitag und Ostern. Seminar zu biblischen Ostergeschichten, in: Impulse 11. Bibelarbeit in der Gemeinde - Sonderausgabe zum Fastenhirtenbrief 1992, herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Rottenburg-Stuttgart, 1992, S. 5-40.
- 14 Wolfgang Wieland, Begegnung am Brunnen. Jesus und die Samariterin, in: Bibel im Jahr '93, Jesus begegnen, herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 1992, S. 38ff.
- 15 Wolfgang Wieland, Wo ist Gott? in: 20 Jahre Bildungswerk, Sondernummer der Stuttgarter Hefte, herausgegeben von der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung und dem Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1993 S. 18ff.
- 16 Wolfgang Wieland, Gott Raum geben. Die Beschneidung als Bundeszeichen in: Abraham. Ein biblisches Lese- und Arbeitsheft, herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 1993 S. 50ff.
- 17 Wolfgang Wieland u. a., Grundkurs Bibel. Altes Testament - Werkbuch für die Bibelarbeit mit Erwachsenen, Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1993
- 18 Wolfgang Wieland, Gotteskrise? Stuttgarter Hefte Nr. 31/32, herausgegeben vom Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1997
(Darin mehrere Beiträge: Unterbrechungen. Der ‚unbrauchbare‘ und ‚überflüssige‘ Gott (S. 35ff), Leere aushalten. Die Gegenwart des abwesenden Gottes (S. 51ff), Was mich unbedingt angeht (S. 91ff)
- 19 Wolfgang Wieland, Gedenke des Sabbattages. Unterbrechung der Zeit und Zwecke, in: entdecken: Zehn Gebote. Lese- und Arbeitsbuch zur Bibel, herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 2001, S. 56-67.
- 20 Wolfgang Wieland, Im Übergang dazwischen. Stuttgarter Hefte" Nr. 42/43, herausgegeben vom Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 2001 (Redaktion und mehrere Beiträge: Annäherung an ‚Übergang‘ und ‚Zwischen‘" (S. 5ff), "Erfahrungen von Übergang und Zwischen" (S. 13ff), Unterbrechung und Übergang. Eine Perspektive der theologischen Erwachsenenbildung (S. 43ff).
- 21 Wolfgang Wieland / Gerhard Glaser, Grundkurs Glauben. Die Gottesfrage heute, Verlag Katholisches Bibelwerk Stuttgart, 2002
- 22 Wolfgang Wieland, Gabi Theuer u. a., Grundkurs Männer, Frauen und die Bibel, Verlag Katholisches

- Bibelwerk Stuttgart, 2003 (darin vor allem 1. Kursteil: Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, und 6. Kursteil: An Grenzen stoßen - Grenzen überschreiten, sowie der Beitrag: Der Mensch ist zwei - im Bild von Mann und Frau erkennen wir Gott. Die Geschlechterdifferenz als theologische und anthropologische Grundperspektive des Kurses (S. 32ff)
- 23 Wolfgang Wieland, Sehnsucht nach Heilung. Stuttgarter Hefte 46/47 (Redaktion), herausgegeben vom Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 2006
- 24 Wolfgang Wieland, Petrus. Der Apostelfürst, in: entdecken: Apostel. Lese- und Arbeitsbuch zur Bibel, herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk e. V. Stuttgart, 2006, S. 60ff.
- 25 Wolfgang Wieland, Frieden schaffendes Handeln erfinden, in: Frauen schaffen Frieden, Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart und KlensVerlag, Düsseldorf 2006, S. 62ff.

Bischof Dr. Gebhard Fürst
Bischof der Diözese Rottenburg-
Stuttgart

Joachim Drumm
Dr. theol., Leiter der Hauptabteilung
„Kirche und Gesellschaft“

Gabriele Pennekamp
Vorsitzende des Bildungswerks der Di-
özese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Verena Wodtke-Werner
Dr. theol., Leiterin des Bildungswerks
der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Michael Krämer
Dr. theol., Referent für kulturelle und
politische Bildung, Mitarbeiterweiter-
bildung (HA)

Christiane Bundschuh-Schramm
Dr. theol., Referentin beim Institut
für Fort- und Weiterbildung

Irme Stetter-Karp
Dr. rer. soc., Leiterin der Hauptabtei-
lung Caritas

Paul Schlegl
Diplom-Pädagoge, Diplom-
Sozialpädagoge, Organisationsberater,
Leiter des KBW Reutlingen

Franz Ortkemper
Dr. theol., Direktor des Katholischen
Bibelwerks, Stuttgart

Dagmar Kühn,
Dr. theol., Freie Mitarbeiterin beim
Katholischen Bibelwerk

Anneliese Hecht
Diplom-Theologin, Mitarbeiterin beim
Katholischen Bibelwerk

Siegfried Welz-Hildebrandt
Diplom-Theologe, Pastoralreferent,
Leiter des KBW Ravensburg

Christoph Gellner
Dr. theol., Lehrbeauftragter für Theo-
logie und Literatur, Ökumenische
Theologie, Christentum und Weltreligi-
onen an der Universität Luzern

Adalbert Kuhn
Diplom-Theologe, Diplom-Psychologe,
Leiter des KBW Esslingen

Gerhard Glaser
Dr. phil., Leiter des KBW Alb-Donau

Resi Bokmeier
ehem. Fachreferentin für Frauenbil-
dung und Alleinerziehenden-Arbeit
beim Bildungswerk der Diözese Rot-
tenburg-Stuttgart e.V.

Hubert Pfeil

Diplom-Theologe, Diplom-Pädagoge,
Leiter des KBW Ostalb

Tilman Kugler

Diplom-Theologe, Diplom-Pädagoge,
Referent für Männerarbeit im Fachbe-
reich Frauen/Männer,
Referent beim KBW Stuttgart